Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 77

www.nyland.de
nyland@nyland.de

Levin Schücking
Lesebuch

Zusammengestellt
und mit einem Nachwort
von
Walter Gödden

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 77

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
hg. im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,
von Walter Gödden

Band 77

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über https://portal.dnb.de/ abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlages nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln,
im Aisthesis Verlag
www.aisthesis.de

© 2018 Nyland-Stiftung, Köln
Umschlaggestaltung: Robert Ward
ISBN: 978-3-8498-1290-4
Druck: docupoint, Barleben

Inhalt

Kindheit und Jugend (1814-1833) 7
Schloss Clemenswerth 7
Die Eltern 9
Häusliche Lektüre 13
Schulzeit und Universität (1833-1837) 15
Der Münsterische Zirkel (1837-1841) 19
Karl Gutzkow und der »Telegraph für Deutschland« 21
Aus Briefen Karl Gutzkows an Schücking 23
Annette von Droste-Hülshoff 26
Aus Briefen der Droste über Schücking 27
Rezension zu »Gedichte von Annette Elisabeth von D. ... H. ...« 32
Ferdinand Freiligrath und das Projekt des »Malerischen und romantischen Westphalen« 37
Aus Briefen Freiligraths an Schücking 40
Fortsetzung der Arbeit am »Malerischen und romantischen Westphalen« 42
Aus »Das malerische und romantische Westphalen« 45
Literarische Zusammenarbeit mit der Droste 54
Auszug aus »Der Familienschild« (1841) 59
Am Bodensee (1841-1842) 65
Auf der Meersburg 67
»Die Meersburg« 71
Weitere Zusammenarbeit mit der Droste 75
»An ***« [Widmungsgedicht der Droste an Schücking] 77
Aus Briefen der Droste an Schücking 78
Mondsee (1842) 80

Brief Schückings an die Droste vom 1. Mai 1843 82
Brief Schückings an Freiligrath vom 3. März 1843 83
Mitarbeit an der Augsburger »Allgemeinen Zeitung» (1843-1845) 85
Wiedersehen mit der Droste (1844) 87
»Lebt wohl« [Widmungsgedicht der Droste an Levin und Louise Schücking] 88
Aus Briefen Freiligraths an Schücking 89
Mitarbeit an der »Kölnischen Zeitung« (1845-1852) 92
Begegnung mit Karl Gutzkow 94
Brief Gutzkows an Schücking vom 2. November 1845 95
Auszug aus dem Roman »Die Ritterbürtigen« (1846) 96
Rezension Gutzkows zu »Die Ritterbürtigen« 116
Aus Briefen der Droste über Schücking 123
Auszüge aus den »Gedichten« (1846) 126
Freier Schriftsteller in Sassenberg (1852-1883) 141
Brief Schückings an Karl Gutzkow vom 22. März 1865 141
Auszug aus dem Roman »Schloss Dornegge oder Der Weg zum Glück« (1868) 142
Nachwort 148
Textnachweise 155

Kindheit und Jugend

Schloss Clemenswerth

Es ist auf meine Jugend ziemlich viel Sonne gefallen, denn sie war sehr frei und ungebunden bis zu meinem 15. Lebensjahre, wo mich der strengere Schulzwang erfaßte. […] »Meine engere Heimath« ist ein den Deutschen geläufiger Begriff. Auch ich hatte eine noch engere Heimath als das braune Haideland, von dem ich geredet habe, und dies ist die schon erwähnte Oase unserer Wüste. Es ist ein schönes kleines Schloß, inmitten eines dunkeln Parkes, den hohe, hundertjährige Linden, Buchen und schlanke riesige Edeltannen bildeten – das Ganze die Schöpfung einer bizarren Laune, einer verschwenderischen Fürstenhand, eines Mannes von lebhafter und glänzender Phantasie, die nicht müde wurde, sich in großartigen und schönen Baudenkmalen zu verewigen.

Inmitten des beschriebenen Landstriches, ganz im Norden des Münsterlandes, in der Nähe des Hauptdorfes des »Hümlings« hatte einst ein wüstes Terrain sich ausgebreitet, bedeckt mit Krüppelholz, dem Reste früheren Hochwaldes; in diesem Buschwerk auf der Höhe einer leis anschwellenden Erdwellung stand ein verwitterndes Holzkreuz, die Stelle zu bezeichnen, wo vor langen Jahren ein Mensch erschlagen worden. Diese Stelle hatte sich der Kurfürst von Köln und Fürstbischof von Münster, Clemens August aus dem Hause Baiern, auserwählt, um dort ein Schloß zu bauen. Ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn, hatte er beschlossen, hier eine Zeit des Jahres zuzubringen, um der Waidlust zu pflegen; große Rudel vortrefflichen Hochwilds bevölkerten die Gegend, in der zugleich die Parforcerenner und Meuten vollen Spielraum fanden, sich fessel- und schrankenlos zu ergehen. »Wir wollen ihm ein anderes Kreuz setzen«, hatte der Fürst mit Bezug auf den Erschlagenen gesprochen; und das Schloß, das jetzt unter der Lei-

tung eines berühmten Architekten, unter den Händen Tyroler Maurer und Steinmetzen und italienischer Bildhauer und Stuccateure enstand, stieg in der Gestalt eines Kreuzes in die Höhe: ein Corps de logis von acht gleichgroßen Seiten, denen vier kleine Flügel wie die Balken eines Kreuzes angefügt waren.

Und als ob es an dieser einen bizarren Idee nicht genug, so wurde durch den Bau noch eine andere verwirklicht. Um das eigentliche Schloßgebäude nämlich wurden acht Pavillons gestellt; so sollte das ganze noch ein Kegelspiel darstellen, mit dem Schloß als König in der Mitte! Ich muß gestehen, ich habe diese letztere sinnreiche architektonische Idee nie herausfinden können; die Pavillons standen nämlich ganz einfach rund im Kreise umher. Ein geräumiger Platz schied sie vom Schlosse zwischen je zwei und zwei von ihnen begann eine breite Lindenallee, welche durch den Park führte. Jeder der Pavillons führte seinen besonderen Namen, der an eines von den Hochstiftern, deren Infuln und Fürstenkronen sich auf dem Haupte des mächtigen Herzogs aus Ober- und Niederbaiern vereinigt fanden, erinnerte. Der erste hieß Münster, der zweite Osnabrück, der dritte Hildesheim, der vierte Paderborn, der fünfte Köln, der sechste Mergent-heim, wegen des Hoch- und Deutschmeisterthums, der siebente Corvey, der achte bildete die Schloßcapelle mit einem Kapuzinerkloster dahinter, an das sich der weite Klostergarten mit seinen immer grünen Pyramiden und Thürmen aus künstlich geschorenem Taxus anschloß.

Außer den erwähnten neun Schloßgebäuden war nun noch ein zehntes da – und bei diesem muß ich länger verweilen. Es erhob sich zur Seite der großen Allee, die zum Dorfe führte, und bildete den Marstall; erbaut in der Gestalt eines Halbmonds, enthielt es unten geräumigen Platz für mehr denn hundert Pferde. Ueber den Stallräumen aber, im ersten Stock und in den Mansarden, war die Wohnung des kurfürstlichen Oberstallmeisters eingerichtet gewesen –

nämlich »Sr. Excellenz, des Freiherrn Ignatz Felix von Roll zu Bernau, des deutschen Ordens Ritters, Landcomthur der Ballei Coblenz, Sr. kurfürstlichen Durchlaucht zu Köln Oberststallmeister, Oberstfalkenmeister, General-Adjutant der Parforce-Jagd, und Obrist über Hochdero erzstift-kölnische und hochstift-münstersche Cavagleria«.
Diese Wohnung, in welcher seit etwa einem halben Jahrhundert die Sporen dieses gestrengen Herrn und seiner Amtsnachfolger nicht mehr geklirrt hatten, auf deren Corridoren und Böden Schaaren von Iltissen sich tummelten, wurde im Jahre 1814 hergerichtet und wieder in wohnlichen Stand gesetzt für ein blutjunges Ehepaar, das, aus der Landeshauptstadt Münster stammend, von seinem Schicksal in diese Gegend geführt worden.
Dies Ehepaar waren meine Eltern.

Die Eltern

Mein Vater war nämlich nicht, wie ich es oben den Leser vermuthen ließ, ein Forstmann, sondern seines Zeichens ein Jurist. Zur Zeit der Franzosenherrschaft hatte er seine Vaterstadt Münster verlassen, um in einem entlegenen Ort an der Ems Friedensrichter zu werden. Dann als dieser ganze Landestheil dem Königreich Hannover zugefallen, hatte man ihn hier in Clemenswerth, im ultima Thule des alten Stiftslandes, als Richter angestellt – über einen Sprengel von zwölf Quadratmeilen – und mit der Erlaubniß, sich und seinen Jurisdictionsapparat, der aus einem grün überzogenen Tisch und einer rothausgeschlagenen sella curulis bestand, in einem der Schloßgebäude unterzubringen. Und so zog denn in die verlassenen, holzgetäfelten Zimmer und Kammern meiner Eltern bescheidener Hausrath ein – zugleich aber auch ein ansehnlicher Vorrath von Büchern, unter denen corpus juris und andere Infolios durchaus nicht den ersten Platz einnahmen, sondern die Literatur der

Zeit anständig vertreten war: sogar ein von Klopstocks, des damals vergötterten Dichters, eigener Hand geschenkter Messias war darunter, in rothen Saffian mit Goldschnitt gebunden – meiner theuren Mutter liebster Schatz, den ich ihr doch den Herzenskummer angethan habe, nie zu lesen, selbst wenn sie mir erlaubte, ihn als Gebetbuch mit in die Kirche zu nehmen.

Meine Mutter nämlich –

Aber kann man der Welt von seiner Mutter reden? Von einer Mutter, wie sie war? Ihr rührend schönes Bild hängt über dem Tisch, an dem ich dies schreibe, und es ist mir, als ob ihr großes, wunderbar großes blaues Auge mit dem trauervollen Ernst und der unendlichen Tiefe des Blicks mir sagte: du hast Recht, das geht nicht und deshalb versuche es nicht. Und so will ich auch dessen nicht erwähnen, was Andere zu ihrem Preise geschrieben und gesungen haben; es genügt, wenn ich sage, daß sie, die kleine, zarte, in all ihrem Wesen die lauterste Seelenanmuth ausstrahlende Frau eine ganz hervorragende Dichtergabe hatte, aber stets nur widerstrebend auf meines Vaters Wunsch einzelne ihrer Gedichte in den Musenalmanachen und Journalen der Zeit pseudonym abdrucken ließ.

Ueber ihre Herkunft und Entwickelung sei nur erwähnt, daß sie als die älteste Tochter eines später mit Kindern noch reich gesegneten fürstbischöflichen Richters geboren war, der damals von der Landeshauptstadt aus in die Städtchen und »Wiegbolde« wanderte, wo er, dasitzend wie der Richter im Sachsenspiegel und als Schöffe eine große, treue Dogge neben sich, seine Gerichtstage abzuhalten hatte; und daß sie durch ihn aus einer Familie stammte, die nach ihren Traditionen mit dem originellen Humanisten Hermanus Buschius zusammenhängen wollte. Und wie dieser Vorfahr Hermann von dem Busche am Ausgange der Zeit steht, in welcher das arme verschrieene Münster ein großer und berühmter Born und Quellort der humanistischen Geistesströmung war, so erhielt meine Mutter ihre erste Geistes-

nahrung und Richtung von einer zweiten Periode erregten geistigen Lebens und hingebender Theilnahme und Mitarbeit an den Zeitgedanken und der Literatur, die in der Geschichte dieser Stadt zu verzeichnen ist. Man kennt den Kreis des hell- und großdenkenden Ministers Fürstenberg und jener wunderlichen Heiligen mit dem unstät suchenden Herzen, der Fürstin Galitzin, in dem Hamann, Jakobi, auch einst Goethe erschien, und der aus der anfänglichen philosophischen Freiheit später in eine sehr katholische Gebundenheit verfiel. Meine Mutter war damals fast noch ein Kind, aber die geistigen Einflüsse jenes Kreises fanden ihren Weg zu ihrem lebhaften Wissensdurst und dem verlangenden Seelenleben des jungen Mädchens mit den großen Augen und mit der reichquellenden Dichterader. Was Wunder, daß unter diesen Umständen die großen Heiligen jenes Kreises, in der Poesie Klopstock und die Göttinger, in der Philosophie Jakobis Schriften auch ihre geistigen Autoritäten wurden! Aber auch von Rousseau wurde jene Zeit mächtig beeinflußt; so wurde denn auch der Emile ihr eine große Autorität und seine Grundsätze haben sich, ich fürchte ein wenig verhängnißvoll, auch in meiner Kindheit geltend gemacht – insofern die Erziehung zu den stillen Tugenden der Anspruchslosigkeit, Selbstverleugnung und Bescheidenheit von neueren Philosophen als nicht ganz die richtige Abrichtungsmethode für den einen eisernen Willen, zähes Selbstgefühl und Schneidigkeit verlangenden Kampf um's Dasein nachgewiesen ist. Ich habe als Kind meine Eltern sehr oft von dem Emile reden hören und erinnere mich sehr gut, daß er mit all den Abhärtungslehren, die dabei zur Sprache kamen, mir ein recht widerwärtiges Buch schien. Später wurde neben Jean Paul vor Allem Goethe der große Autor für meine Mutter – sehr früh gab sie mir dessen Wahrheit und Dichtung zu lesen, da sie den Grundsatz hatte, man dürfe Kindern auch Lectüre geben, die noch über ihren Horizont gehe, damit ihr geistiges Verständniß hineinwachse. Sie hing mit einer großen In-

nigkeit des mütterlichen Gefühls an mir, mit einer unausgesetzten Sorgfalt; sie unterrichtete mich abwechselnd mit dem Vater in den Hieroglyphen, die den ersten Schlüssel zu aller Weisheit bilden und die mir so schwer zu lernen wurden; – und dann vor ihrem Clavier in den Anfängen musikalischer Bildung, bei der sie jedoch nach einiger Zeit inne hielt, wohl nicht ohne den stillen Stoßseuftzer: Lasciate ogni speranza. Aber trotz dieser Zärtlichkeit war sie nicht ohne gewisse Strenge. Regungen des Gemüths scheu zu verschließen lag immer und blieb auch damals, wo die Thränenschauer der sentimentalen Epoche die Atmosphäre noch mit einem feuchten Niederschlag füllten, in der Weise und Gewöhnung des Westfalen, der ja kaum zu einer lebhaften Dankesanerkennung die Lippe öffnet; und daß Kindern nicht viel Lob gespendet, nicht viel Liebe gezeigt werden dürfe, steht das nicht auch in diesem verwünschten Emile vorgeschrieben?

Was Jean Paul anging, so trafen in dessen Bewunderung meine Mutter und mein Vater zusammen, obwohl sie sonst merkwürdig verschiedene Naturen waren; mein Vater war eine leidenschaftlich bewegte Natur, die leider bis an's Ende nicht lernte, als praktischer Mann sich in die reale Welt und ihre Nothwendigkeiten zu schicken. Aber er war voll Geist und Witz und vielseitiger Bildung: außer seiner Jurisprudenz beschäftigten ihn namentlich Geschichte und Kirchengeschichte; von den Alten waren Horaz und Seneca seine Lieblingsautoren, und eine seiner Lieblingserholungen war, mit einer ganz hervorragenden Anlage für den Humor, mit einer unwiderstehlichen Komik Erlebnisse und Charakter zu schildern – die seiner früheren Lehrer z. B., oder das Leben in den alten reichen Abteien des Landes, in denen er stets bei irgend einem im zehnten oder zwanzigsten Grade verwandten Vetter Stiftsherrn die Schulferien zugebracht hatte. Von Natur mit einem gewissen skeptischen Geist versehen, aufgewachsen unter dem Einflusse der Geistesströmungen der französischen Revolution, durch eigene

Studien zu einem durchaus freien religiösen Standpunkt gekommen, hat er früh dafür gesorgt, daß nichts Verkümmerndes und Schädigendes für mich in den katholischen Unterricht einfloß, den mir und meinem jüngeren Bruder als Hauslehrer ein Geistlicher gab, ein sanfter, schweigsamer, blonder junger Mann, der Claasen hieß. […]

Häusliche Lektüre

Der Gegensatz dieser Sommerstunden unter der Familienlinde waren die Herbstabende, die Wintertage. Schon früh im Herbst flammte im Wohnzimmer das Feuer im altfränkischen Kamin – wie bis spät in das Frühjahr hinein, als heiteres Vor- und Nachspiel der Wintertragödie mit ihrem Ofenmittelpunkt. Es war eine unvergleichliche Gelegenheit, Aepfel und Kastanien in einen schmackhafteren Zustand zu versetzen, und wenn in der einbrechenden Dämmerung die Mutter mit dem Strickstrumpf, den ihre zarten Finger mit so unglaublicher Geschwindigkeit zu fördern verstanden, sich zu uns setzte, ihr abzugewinnen, daß sie uns – mir und meinem vier Jahre jüngeren Bruder Alfred – Märchen und Geschichten erzählte; bis dann die Kerzen gebracht wurden und ich mein Amt als Vorleser antreten mußte. Darin, im Vorlesen, habe ich, glaube ich, etwas Erkleckliches geleistet; und zwar war es meist Walter Scott, der den Stoff dazu bot – und da ein einstimmiger Spruch des Familienraths dahin ging, daß von aller Unterhaltungslectüre des großen Schotten Romane weitaus das Beste seien, so wurde, wenn wir mit Walter Scott am Ende waren, mit Walter Scott von Neuem begonnen; es sei denn, daß gerade ein neues Buch von Washington Irving oder Cooper angekommen war und ihn ablöste. Walter Scott hat auf meine ganze Denkrichtung einen großen Einfluß bekommen. »Walter Scott«, habe ich irgendwo gelesen, »ist ein Tory, und wäre er das nicht, wäre er der große Dichter

nicht. Die wahren Dichter wie alle großen Künstler lieben das Gewordene, das Seiende, das Nothwendige, das Unbewegliche, das dem Meißel still hält; sie lieben daher den Zwang als den Erhalter des Bestehenden; darum hassen sie das Werdende, das Bewegliche, das Schwankende, das Strebende und das Widerstrebende; denn sie hassen den Kampf; darum hassen sie die Freiheit.« Darin liegt manches Wahre und auch viel Unwahres – sie hassen den Kampf nicht, der doch eigentlich der einzige Inhalt ihrer Darstellungen ist; sie hassen sicherlich die Freiheit nicht, schon deshalb nicht, weil persönliches Unabhängigkeitsgefühl ihre Lebenslust ist, weil sie die geborenen Anwälte der Rechte der Individualität, der Entwickelung der freien Menschennatur sind. Aber sie hassen das Chaotische, das Verworrene; weil ihr Beruf im Organisiren besteht, ihre Natur auf den Aufbau angelegt, ihr Instinct das Maßhalten ist – und so liegt nahe, daß ihnen ein conservatives Wesen eigen ist, wie Walter Scott es vorzugsweise besitzt, dessen Gedankenwelt und Anschauung denn auch nicht verfehlen konnte, bestimmend auf mich zu wirken, es ist immer ein gutes Stück Torysmus in mir übrig geblieben, – und mir ist nur diejenige Aristokratie verhaßt, ich befehde nur die, welche die Carricatur dessen, was sie sein sollte, ist – der echten, der Geistesaristokratie, ohne welche die Welt nicht weiter kommt.

Nebenbei habe ich entsetzlich viel Anderes gelesen und so ziemlich alles Lesbare im Hause, was meine Mutter nicht vor mir verschloß – mit dem nicht zu stillenden Hunger der Lesewuth; aber auch sehr früh, denk' ich, den Trieb eigener Darstellung empfunden.

Schulzeit und Universität

Ich mußte nun die Prima auf dem Gymnasium zu Osnabrück beziehen, weil ich im hannoverschen Lande das Maturitäts-Examen abzulegen hatte. Mein Bruder, der jetzt ebenfalls herangewachsen, begleitete mich dahin, wo die jüngste Schwester meines Vaters, die dort an einen Beamten der Landdrostei verheirathet war, für Unterkommen und leibliches Wohl sorgte. Dahin, nach dem in sehr freundlicher Gegend liegenden und von einem lebhafteren redseligeren Menschenstamme bewohnten Osnabrück, in welchem auch mein Vater eine brave und würdige zweite Frau fand, begann überhaupt jetzt das Leben der Familie zu gravitiren. Dort auch wurde – mit unverdientem Glück – die Abiturientenprüfung überstanden, und mit dem Zeugniß Nr. 2 konnte ich mich nun zum Bezuge der Hochschule rüsten. Dazu wurde von mir – um seines Kunstrufes Willen – München gewählt; ich wollte eben mehr lernen als die Jurisprudenz, für die als Brotstudium ich bestimmt war. Das Münchener Klima bekam mir nicht, ich fühlte mich krank, hypochondrisch, und weder homöopathische Pulver änderten das, noch half mir trotz all seiner Gründlichkeit der berühmte Geheimrath Ringseis, dem man nachsagte, er beschäftige sich in seinen Vorlesungen über Pathologie bis Weihnachten mit dem Sündenfall, als dem Princip aller Uebel und Siechthümer des Menschengeschlechts. Bei mir mußte er sich über das Princip des Siechthums irren, seine Aderlässe waren sicherlich sehr unnütz. Dazu kam eine aufdringliche Freundschaft, die mir durch einen sentimentalen Schwung, dem ich nicht folgen konnte, lästig wurde, und ich rettete mich. Bei der Abreise wurde ich von einer jener Polizeimaßregeln betroffen, womit damals in wunderlicher Beflissenheit die Regierungen darauf ausgingen, sich jeden anständigen Menschen und auch den sanftmüthigsten endlich zum persönlichen Feinde zu machen. Ich war versehen mit allen möglichen Studienzeugnissen, Matrikel

und Exmatrikel und einem Paß, der ein Dutzend Gesandtschaftsvisas der durchreisten und zu durchreisenden deutschen Länder und Ländlein trug. Trotzdem wollte man mich an den Linien von München nicht reisen lassen, weil ich keine polizeiliche Auslaßerlaubniß eingeholt hatte, ein Ding, von dem ich nie vernommen. Wie ich durchkam, ob rasch und leicht, durch Grobheit oder durch sanfte Vorstellungen, erst nach langer Zeit, weiß ich nicht mehr. Wohl aber, daß ich ein Jahr später auf einem Rheindampfboot oberhalb Coblenz förmlich verhaftet wurde, weil mein Paß, den mir der Universitätsrichter zu Heidelberg als hier und in Karlsruhe, wohin er geschickt war, mit allen Visas und nöthigen Förmlichkeiten versehen, übergeben hatte, in den Augen des preußischen Polizeibeamten, der auf dem Schiff revidirte, eine scandalöse Lücke hatte; ich glaube gar, sie bestand darin, daß der Paß nicht in Berlin gewesen, um da seine letzte Weihe für die kurze Durchreise durch Preußen in meine hannoversche Heimath zu erhalten! Hätte ich nur etwas bärtiger, burschikoser und hambacherfestmäßiger ausgesehen, es wäre mir wohl schlecht ergangen. So aber ließ man mich endlich laufen, d. h. weiter rheinabwärts dampfen. Ich erwähne an dieser Stelle noch, daß, als ich zur Universtität abging, mein Vater mir ein mit seinem größten Amtssiegel bedrucktes Zeugniß mitgeben mußte, daß ich nicht unter denen gewesen, die einige Monate vorher die Frankfurter Constablerwache zu stürmen versucht; ich würde sonst nicht in München immatriculirt worden sein! Glücklich aber damals, wer noch mit solchen Scherereien durchkam. Ich erinnere mich, später in Augsburg an einer Landpartie Theil genommen zu haben, bei der sich ein Dutzend Männer befinden mochten. Diese hatten sich an einem schattigen Waldplatz zusammengesetzt, und das Gespräch wandte sich unter dem grünen deutschen Eichenlaube auf die Universitätszeit und die Zeit der Verfolgung; und nun stellte sich wundersamerweise heraus, daß alle diese Männer ohne Ausnahme in Gefängnissen, Zuchthäu-

sern und Festungen gesessen; daß alle einmal Verbrecher gewesen; alle Jahre ihrer Freiheit, ihres Lebens durch die »Demago-genriecherei« verloren hatten. Und doch trugen alle diese Männer jetzt hoch geachtete, rühmlich bekannte Namen, und einem von ihnen hat man in seiner Vaterstadt eine eherne Ruhmessäule gesetzt. Und die Ideen, um derentwillen sie gelitten – ach, wie harmlos, wie conservativ, wie reactionär man sie heute finden würde!

Ich bezog also die Universität Heidelberg. Und so ernst ich es noch in München mit meiner Vorbereitung zum gründlichen Juristen genommen, trat doch hier in der wunderbar schönen Natur, wo Alles blühte und Alles froher Lebenslust sich hingab und man die Wissenschaft nur als einen geistigen Extract betrachtete, den man sich in die große Bowle schäumender Jugendfreude goß, ein bedenkliches Nachlassen des juristischen Eifers ein. Ein besonderer Umstand kam hinzu. Ich ward bald nach meiner Ankunft dort, nach Ostern, krank, schwer krank. Zwar rettete mich des trefflichen Geheimrath Puchelts Behandlung; aber als ich halb genesen mich wieder erhob und mit dem wundersamen Gefühl, dem Leben wiedergegeben zu sein, eines schönen sonnigen Morgens in den entzückenden Frühling hinausblickte, welcher unterdeß draußen in und über dem wonnigen Heidelberg aufgeblüht war – da stand unter den Gefühlen tiefer Rührung, die mir die Brust schwellten, und unter den frommen Ausblicken in die nächste Zukunft wohl der Gedanke an hingebungsvollen Dienst der Themis, dem ich hier in diesem Paradiese nun mich weihen sollte, nicht im Vordergrunde! Doch war ich ein zu guter und pietätvoller Mensch, als daß ich meine Herzenserkaltung gegen sie ihr Schuld gegeben und sie, die so vielen Vorvätern treue Milchkuh gewesen, zum Danke etwa langweilig und trocken gescholten hätte. Ich motivirte meine Abkehr in einer Weise, welche ihr nicht im Entferntesten zu nahe trat; ich bildete mir ein, ich sei unheilbar krank, herzkrank, ich würde nur noch wenige Jahre leben und bedürfe daher

eines Brotstudiums gar nicht. Und so hörte ich nur die Collegien, die mich anzogen, des geistreichen Zachariä Staatsrecht, Mittermairs anregende Vorlesungen und Aehnliches. Nebenbei trieb ich mit größerem Eifer geschichtliche und culturgeschichtliche Studien der Literatur des Mittelalters, der Provencalen, der südlichen Nationen, und folgte nun auch wieder dem lebhaft erwachenden Triebe eigenen Schaffens, der so lange geruht hatte. – Kunz von der Rosen, der berühmte Hofnarr Kaiser Maximilians I., kann sich rühmen, den allerletzten seiner vielen schlimmen Streiche mir gespielt zu haben; er verführte mich nämlich, ihn zum Helden eines historischen Romans zu machen, der zu gutem Glück nie das Licht der Welt erblickt hat!

Die juristischen Studien neben den literar- und culturgeschichtlichen habe ich dann in Göttingen fortgesetzt. Ich hörte hier praktische Collegia, die in die gerichtliche Thätigkeit einführten, und arbeitete nebenbei mit Anfällen großer Begeisterung an zwei Dramen; das eine hatte Ulrich von Lichtenstein, den Frauendiener, zum Helden und das andere, in Schiller'schem Jambenschwung mit allen Glocken des Pathos läutend, Niemand geringeren als Richard Löwenherz. Nebenbei hörte ich bei Wilhelm Grimm eine Vorlesung über Gudrun, die mich mit dem wackeren Frommann, dem jetzigen Vorstand des germanischen Museums, zusammenführte. Daneben schwelgte ich in den Schätzen der gar nicht genug zu preisenden Göttinger Bibliothek. In dem großen ehemaligen Kirchenraum, dem Hauptsaal derselben, ist Wilhelm Grimm, der Bibliothekar war, der schwer leidende und doch immer gleich freundliche, brave Mann, mit unermüdlicher Güte manches Mal für mich die Leiter hinaufgeklettert; er sagte mir einmal lächelnd, ich kenne die Bibliothek besser als er selber. […]

Es freut mich jetzt, daß ich in all jener Zeit Annette von Droste nicht sah. Sie hatte einen jahrelangen Aufenthalt in der Schweiz bei einer verheiratheten, dort lebenden Schwester genommen. Wäre sie anwesend gewesen, so würde sie sich geängstigt und vergebliche Versuche gemacht haben, mir eine Stellung zu verschaffen; es war einmal in den Sternen geschrieben, daß ich auf keiner glatt geebneten Bahn durch's Leben wandern sollte.

Gesellige Anknüpfungen jedoch fehlten mir nicht. Eine alte Dame, eine Frau von Aachen, die in ihrem 75. Jahre dichtete, componirte, malte – Alles mit derselben hexenhaften Virtuosität – und die eine Bekannte meiner Mutter gewesen, brachte mich in Berührung mit Elise von Hohenhausen und deren in Münster verheiratheten Tocher; um diese letztere schloß sich ein kleiner Kreis literarisch angeregter Menschen, der sich viel mit Immermann, mit Alexander von Sternberg, mit den ersten noch profanen und noch geistreichen Romanen der Gräfin Hahn beschäftigte und mehr noch für die Sand und für Balzac schwärmte. Als Vorleser glänzte in diesem Kreise ein Geheimer Rath Carvacchi, der seine Kunst Tieck abgelauscht haben wollte, ein Mann, der, obwohl ein wenig von dem, was die Franzosen Blagueur nennen, durch sein vielseitiges Interesse und seine in einem bewegten wechselreichen Leben gewonnene Weltbildung höchst anregend wirkte, dabei einen höchst liebenswürdigen unermüdlichen Diensteifer für alle seine Freunde hatte und mit eben solcher Unermüdlichkeit als wohlthätiges, verbindendes Glied der Geselligkeit diente. Mit einer sich stets gleich bleibenden Höflichkeit des Herzens scheute er keine Mühe, wenn es galt, einen Bekannten in seinen Bestrebungen zu fördern. So, als ich später einmal mit einer Novelle beschäftigt war, worin der bekannte Trenk eine Rolle spielt, erschien er früh eines Morgens bei mir und stellte mit freudestrahlendem Gesicht einen alten

zinnernen, aber über und über mit Kritzeleien bedeckten Becher vor mich auf den Tisch: es war einer jener Becher, wie Trenk sie in seinem Kerker mit Gravirungen bedeckt hat, und es war ihm gelungen, solch eine seltene Curiosität für mich in Magdeburg aufzutreiben. Aehnlicher Aufmerksamkeiten und Liebesdienste hatten alle seine Freunde sich von ihm zu berühmen. – Die lyrische Poesie, eine weiche und schwermüthige Poesie der Gemüthsinnigkeit, vertrat ein junger Dichter, W. Junkmann, eine reiche Seele voll Romantik und paradoxer Lebensanschauungen; und die âme damnée unseres Kreises war eine Convertitin, ein Fräulein Louise von Bornstedt aus Berlin, die unter dem Titel »Pilgerklänge einer Heimathlosen« Gedichte herausgegeben hatte – einer der wunderlichsten Frauencharaktere, der mir je vorgekommen ist. Man hätte auch von ihr sagen können: Il semblait que née du commerce de deux anges elle eut sucé le lait d'une Furie; ein wirkliches lyrisches Naturell, Gemüth und aufrichtiger Enthusiasmus vereinigte sich in ihr mit Schlauheit, Komödi-antenthum und einem Geist der Intrigue, der Alles gegen einander zu hetzen liebte. Sie war der Hecht in unserem Karpfenteich; später im Leben ist sie Karl Gutzkow begegnet und er hat ihr Züge zum Charakter seiner Lucinde in dem Zauberer von Rom entlehnt. Außerhalb dieses Kreises fand ich in meinen Studien und Arbeiten Förderung durch den Professor der Akademie Dr. Schlüter, einen Mann von außerordentlich vielseitigem Wissen und eine anima candida, wenn je einer lebte, mit dem ich Colderidges Gedicht übersetzt und der – ohne glänzenden Erfolg – meinen unphilosophischen Kopf für jene Ideen Jakobis, Baaders, Schellings, die bei ihm den Unterbau einer katholischen gläubigen Weltanschauung bildeten, empfänglich zu machen suchte. Ich war auch eine anima candida, aber mit dem Katholicismus war's bei mir zu Ende. Ich stand nicht mehr darin, nur noch davor wie vor einem großartigen und erhabenen, auf der Bühne der Weltgeschichte tragirten Schauspiel, mit Scenen voll erha-

bener Poesie, für die ich schwärmen konnte, mit ergreifenden Charakteren, mit blendenden Pracht- und Sieges- und Krönungszügen – und dann auch mit Kerkerdecorationen, Mordscenen, heiligen Scheusalen, blutigen Katastrophen, in denen die edelsten Helden zu Grunde gingen; und wenn ich auch den ethischen Gehalt, die welthistorische Culturidee in diesem großen historischen Schauspiel nicht verkannte, konnte mir doch längst alle Philosophie nicht mehr den Deus ex machina darin plausibel machen, den die Schauspieler im Stück an ihren Fäden hatten und regierten. Ich habe auch nie mit Zweifeln zu ringen, zur Freiheit mich schmerzlich durchzukämpfen gehabt, wie es vielen anderen, vielleicht tiefer angelegten Naturen beschieden ist. Aus der historischen Richtung, die mich beherrschte, ist mir ganz von selbst die Freiheit als eine einfache Consequenz gekommen, und ich möchte allen gebundenen Seelen noch heute zurufen: Die Geschichte wird euch frei machen. Eure Naturforschung lehrt euch nie die ganze Natur mit all ihren Wundern kennen; aber die Geschichte lehrt euch den ganzen Menschen und Alles, was sein eingeborenes Glaubensbedürfniß an Wundern zu leisten im Stande ist, kennen.

Karl Gutzkow und der »Telegraph für Deutschland«

Das Journal, welches damals am rührigsten und mit der eifrigsten Hingabe, mit der rücksichtslosen Ueberzeugungstreue, die sich nicht darum kümmert, ob sie sich mit jedem Schritte Feinde und Widersacher erweckt, die modernen Ideen vertrat, war Karl Gutzkows Telegraph. Ich sandte ihm Beiträge, welche bereitwillige Aufnahme fanden, und ich wurde für lange Zeit regelmäßiger Mitarbeiter an diesem Journale; und da mein Talent weder stark noch reif genug war, um eigene Schöpfungen von Erheblichkeit

hervorzubringen, kritisirte ich mit der neidenswerthen Naivetät meiner grünen Jugend und mit einer so dilettantenhaft gewonnenen Bildung die Schöpfungen Anderer; heute dankte ich den Göttern, daß der rasche Schritt der Zeit alte Journale vom Jahre 1838 in das vollständigste Nichts hinuntergestampft hat, und daß die Menschen leben wie die Goldfische in einer Fontaine, daß beständig das alte Literaturgewässer von ihnen abfließt und ihnen neues zuströmt. Doch nahm Gutzkow meine Beiträge gern und entfernte die jugendlichen Auswüchse meines Stils, und da ich vor seiner geistigen Ueberlegenheit und seinem heiligen Feuereifer für die Interessen der Literatur, vor dem sittlichen Ernst, womit er für seine Ueberzeugungen kämpfte, einen großen Respect hatte, traten wir in die besten und lebhaftesten Beziehungen zu einander. Und diese Beziehungen waren mir nur wohlthuend. Gutzkow orientirte mich in der mir fremden Schriftstellerwelt, und seine Schneidigkeit gab mir Eisen in's Blut. Das Schauspiel der Kämpfe aber, in welche er mit der verletzten Eitelkeit so mancher von ihm ecrasirten winzigen Tagesgröße gerieth, bestärkten mich in der Scheu vor dieser Welt, in der ein Gutzkow, der dann doch wie ein Gigant in ihrer Mitte stand, auf so viele hämische Angriffe und Feindseligkeiten stieß. So freut' ich mich zwar, wenn er später mich versicherte, wie er sich »zu dem eigenthümlichen Geist, der aus all meinem Thun und Lassen spreche«, innigst hingezogen fühle, aber wenn er dabei es seinen Lieblingswunsch nannte, den Telegraphen einmal mir, dem er allein den Tact und die Umsicht, die dazu erforderlich seien, zutraue, zu übergeben, sobald er sich von der Lenkung zurückzöge, so dankte ich ihm doch herzlich für eine solche Cession, die in meinen damaligen Verhältnissen sehr viel Verlockendes hatte. Die Lebenskunst ist eben Abwehr alles dessen, was uns aus unseren eigenen Geleisen heben will, und bevor ich diese Kunst besaß, hatte ich ihren Instinct.

Aus Briefen Karl Gutzkows an Schücking

Ew. Wohlgeboren
haben die Herausgeber des Telegraphen durch Ihre gütige Sendung gar angenehm überrascht. Die Silhouetten sind ebenso treu aufgefaßt wie in gefälliger Form wiedergegeben u. Sie werden in den N°° 28 u. 29 des Telegraphen das Ganze mit einigen Auslassungen abgedruckt finden. Diese letztern bitt' ich theils einigen persönlichen Rücksichten zu Gute zu halten, theils auf Rechnung der Erfahrung zu schreiben, dß ein Dritter in Persönlichkeitsschilderungen immer leichter diejenigen Punkte entdeckt, die, selbst wider den Willen des Malers, verletzen könnten, was sie ja nicht sollen.
Ew. Wohlgeboren machen dem Telegraphen ein Anerbieten, für dessen Ausführung Sie die Herausgeber zu Dank verpflichten würden. Was könnte unter jetzigen Verhältnissen willkommner seyn, als eine Charakteristik des Erzbischofs, eine Schilderung seiner Münster'schen Antezedentien, u. vielleicht nach dieser in Zukunft fernere Berichte über die in Ihren Gegenden sich ausbildende öffentliche Meinung, über die populäre Beurtheilung des denkwürdigen Ereignisses, über den Charakter dortiger Universität u. Geistlichkeit! Sollten Sie sich durch unsre ergebenste Bitte aufgefordert fühlen, so schicken Sie uns Ihre Mittheilungen. Sie werden die bereitwilligste Aufnahme finden.
Mit Achtung und Ergebenheit
Für die Redaktion des Telegraphen

(11. Februar 1838)

***

Ich hab' Ihnen, geehrter Herr, auf Ihre letzte Sendung nicht geantwortet, weil ich davon ganz den Ihnen wünschenswerthen Gebrauch machte. Gegenwärtig ist sowohl der Salon wie die Fortsetzung der Silhouetten unter der

Presse. Einstweilen schick' ich Ihnen beifolgend das noch von der Görres-Brochüre her schuldige Honorar.
Ich hab' Ihnen jetzt eine andre Mittheilung zu machen. Ihre literarischen Arbeiten gefallen mir so sehr, dß ich Ihnen die Theilnahme an einem von den Buchhändlern Hoffmann u. Campe hier projektirten neuen Unternehmen vorschlagen möchte. Diese wollen nämlich ein Jahrbuch der Literatur herausgeben, welches, jährlich wiederkehrend, zunächst das literarische Resultat des verflossenen Jahres zum Gegenstande hat, dann aber auch sonstige Betrachtungen über die Literatur des Tages mittheilen soll, auch literarische Bildnisse u. Charakteristiken.
Ich möchte Sie veranlassen, an diesem Jahrbuche Theil zu nehmen. Wenn es Ihnen die Zeit u. Lust gestatten, so ergreifen Sie schnell die Feder und sagen mir vorläufig, welchen Gegenstand Sie gewählt haben? Ihre Einleitung des Salons zeigt mir, dß Sie über die Richtungen u. Eigenthümlichkeiten der neuern Literatur ein Urtheil haben.
[...]

(9. August 1838)

***

Liebster Schücking,
wie kann ein Mann von Ihrem kritischen Urtheil, den ich für einen unserer besten Rezensenten halte, über sich selbst so im Unklaren sein, dß er Dramen, wie Täuschungen u. Richard von Poitou für aufführbar hält! Ei, aufführbar ist der Richard schon. Gesprochen kann das Alles werden, aber wo werden Sie in Deutschland einen Theaterdirektor finden, der seine auf Einnahmen berechneten Theaterabende an Experimente so gewagter Art setzen wird? Einen Theaterdirektor zieht nur eine spannende Anekdote mit frappanten Situationen an, etwas, was Fleisch u. Blut ist, fertig da steht, ob nun die schlechte Fertigkeit der gewöhnlichen Schriftsteller, oder die gute der besseren. Die »Täuschun-

gen« sind nun rein in der Luft schwebend. Bei Shakespeare kommt wohl auch dies romantische Hin- u. Herlaufen, sich Verkleiden etc. vor, aber – um nur Eines zu erwähnen – giebt man seine Lustspiele? Werden Sie nicht übermüthig ob des Shakespeare Vergleiches. Ich habe Lust, Sie recht abzukanzeln. Sie sollten so schattenartige Confusionen nicht schreiben, Menschen schildern, deren drittes Wort eine literarhistorische Reminiscenz ist, Räuber, die sich selbst ironisiren – etc. […]

(9. Juni 1840)

***

Mein lieber Freund,
So ist es recht, treu u. wahr und ein ernstes Wort nicht übel deutend! Ich hatte, da Sie so lange schwiegen, rechte Angst, Sie würden über meine Aufrichtigkeit ungehalten sein. Nun bin ich froh, daß Sie so harmlos sein können u. ergreife mit wahrem Vergnügen die Feder, um Sie bestens zu grüßen u. zu versichern, dß ich mich zu dem eigenthümlichen Geiste, der aus all Ihrem Thun u. Lassen spricht, innigst hingezogen fühle. Wir haben lange einen nur formellen Verkehr gepflogen, ich biete die Hand zu einem innigeren Verhältnisse, dem nichts mehr fehlen soll, als die persönliche Begegnung, die uns gewiß die holde Gunst der Zukunft noch einmal schenken wird.
Meinen Lieblingswunsch, einmal Ihnen den Telegraphen zu übergeben, trag' ich in mir immer mehr aus. Dingelstedt, der grade jetzt hier ist, will mich dafür geneigt machen, dß ich ihm mit der Zeit das Blatt lasse, aber nur Ihnen trau' ich den Takt u. die Umsicht zu, welche die Führung einer solchen Zeitschrift grade in dem Augenblick erfordern würde, wenn ich mich von dessen Lenkung allmälig zurückzöge. Noch ist das Ganze embryonisch, aber vielleicht bringen auch hier 9 Monate eine reife Frucht. […]

(17. Juli 1840)

***

[…] Freilich muß ich sagen, dß mir ein zu weiter Riß mit ihm um einer Lieblingsidee willen, die ich mit des Telegraphen Zukunft habe, nicht ganz erwünscht ist. Sie machen Pläne über auswärtige Ansiedelung u. erinnern an frühere Andeutungen. Ich muß sagen, dß ich keines der jüngern deutschen Talente lieber am Telegraphen fixirt sähe, als Sie. […]
Ich möchte Hamburg als Wohnort aufgeben. Ich möchte, dß Sie Monat Februar, März herkämen, während meiner bis Mai, Juni dauernden Anwesenheit das Terrain und die Technik der Redaktion kennen lernten, dann den Sommer über bis Winter das Blatt allein besorgten u. dann mit mir überlegten, was für das Jahr 1842 zu thun wäre. […]

(13. November 1840)

Annette von Droste-Hülshoff

Ich bin der Zeit vorausgeeilt und in's Jahr 1840 gelangt, während ich doch noch aus den zwei früheren zu erzählen habe. Zuerst, daß Annette von Droste zurückgekehrt war und daß ich sie wiedersah. Es lagen sieben Jahre dazwischen, daß ich nicht in ihrem Rüschhaus gewesen; sie war, wie mir schien, nur wenig älter geworden und sah viel gesunder und viel stärker aus. Aber älter war ich geworden, alt genug, um, wenn nicht die ganze geistige Bedeutung dieser seltenen, ja einzigen Natur zu erkennen, doch sie zu ahnen und davon nachhaltig gefesselt zu werden. Ich ging jetzt sehr oft zu ihr hinaus; es wurde dazu ein Wochentag festgesetzt, den ich mir von meinen Stunden frei machte; und so wurde ich bald, da sie mit der Mutter oder auch ganz allein auf dem einsamen Landsitz wohnte und höchst selten in die Stadt kam, ihr Hauptvermittler mit der Stadt und auch einem guten Theil ihrer Welt. Obwohl sie mir nicht viel

mehr als ein kritisches Talent zutraute, nahm sie herzlichen Antheil an meinen Arbeiten und setzte auch ihre Verbindungen in Bewegung, mir den Eintritt in irgend eine Laufbahn im Staatsdienst zu verschaffen – aber ach, die Verbindungen des einsamen Landfräuleins reichten nicht weit, und ich freute mich im Stillen der Erfolglosigkeit – mit jenem Instinct, den ich eben erwähnte. Sie hatte damals vier erzählende Gedichte geschrieben, von denen sie das erste, als eine romantische Jugendarbeit, verworfen, die drei letzten nebst einigen wenigen lyrischen Gedichten in einer Münster'schen Verlagshandlung ohne ihren Namen hatte erscheinen lassen (1838), nachdem über das Passende eines solchen Schrittes für ein adeliges Fräulein viel Verhandelns mit der Mutter gewesen. In der That blieben diese Gedichte vollständig unbeachtet. Nun wurde ihr mannigfach zugesprochen, ihre Gabe in anderer Weise, namentlich in Prosa zu versuchen; aber da die Lust am Schaffen bei ihr nicht die Energie hatte, sie aus dem angenehmeren Träumen zur That zu führen, so blieb es eben dabei.

Aus Briefen der Droste über Schücking

[...] Levin Schücking must du kennen, da er schon früher, mit dem Vikarius Specht, in Rüschhaus war – er ist der Sohn von Katharina Busch, sein Vater ist, nach der Mutter Tode, seines Amts entsetzt, und, nach mancherley Drangsalen und klatrigen Streichen, endlich nach Amerika gegangen, – Levin ist in Münster geblieben, und ernährt sich durch Unterricht im Englischen und Schriftstellerey – Mit Letzterm ließ es sich anfangs schlecht an, da seine Gedichte sich keineswegs auszeichnen, und seine dramatischen Produckte noch weniger, (ich vermuthe, daß das Gedicht in einem der letzten Unterhaltungsblätter »auf eine Gabe von unbekannter Hand« von ihm ist, wenigstens ist es durchaus sein Styl, den du daraus abnehmen kannst) jetzt

aber hat er sich, seit einem Jahre, in das kritische Fach geworfen, worin er viel Beyfall findet, und viel Geld verdient, da alle dergleichen Zeitschriften ihn zum Mitarbeiter haben wollen, und stark bezahlen, – er hat, ohne Zweifel, das feinste Urtheil in unserm kleinen Klubb, und es ist seltsam, wie Jemand so scharf und richtig urtheilen, und selbst so mittelmäßig schreiben kann – er erinnert mich oft an Schlegel, ist sehr geistreich, und überaus gefällig, aber doch so eitel, aufgeblasen und lapsig, daß es mir schwer wird billig gegen ihn zu seyn – er soll sehr moralisch gut, und so gelehrt seyn wie nicht leicht Jemand seines Alters, denn er ist erst in den Zwanzigen – [...]

(an Jenny von Laßberg, 29. Januar 1839)

***

Ich schreibe Dir in einer höchst gedrückten Stimmung, Male, denn ich soll Etwas thun, – und will es nun endlich auch – was mir in sich selbst überaus zuwider ist – ich soll Jemanden emphelen, und zwar bey deinem Bruder, – nicht zu einem Amte – dazu hätten mich keine zehn Pferde gezogen, sondern zu einer Stelle als Privatsecretair, wenn, was der Himmel gebe! noch eine solche vacant ist – ich bin gewiß, daß dein Bruder jetzt von allen Seiten angegangen wird, ich bin auch gewiß daß ihm dieses ein Gefühl von Ungeduld, ja selbst von Misachtung geben muß, und du fühlst wie schwer es mir wird, mich, einem Manne gegenüber den ich achte, selber so zu stellen. – doch – ich kann nicht anders – Abschlagen wäre hier, meinerseits, der grausamste Egoismus. – wie wenig mich persönliche Neigung hierbey treibt weißt Du sogleich, wenn ich dir sage, daß Levin Schücking das hier in Rede stehende Subject ist. – seine Lage ist, in diesem Augenblicke, um Vieles verschlimmert worden, da ihm, nachdem er sich mehrere Jahre mit dem preußischen Landrechte gequält, der Eintritt in preußische Dienste abgeschlagen worden, weil er ein Aus-

länder (Hanoveraner) ist, – es war eine Thorheit von ihm, des Andenkens seines schlechten, nach Americka ausgewanderten Vaters halben, nicht in seinem Geburtslande dienen zu wollen, aber er büßt sie doch zu schwer, und ist nun ganz rathlos – wie seine Persönlichkeit ist, kannst du in einigen meiner früheren Briefe nachlesen, wo ich gesagt habe, wie leid es mir sey, für einen Menschen, der im Grunde so vortreffliche Eigenschaften habe, und den alle seine Freunde so sehr liebten, durchaus kein eigentliches Wohlwollen fassen zu können, weil das Eitle und Zuversichtliche in seinem Wesen mich immer wieder zurück stoße, wenn das Erfahren einer recht noblen und ehrenwerthen Handlung von ihm, mich auch noch so günstig gestimmt habe – ich habe dir gesagt, wie hoch alle seine ehmaligen Mitschüler und Universitätsfreunde seine Kenntnisse anschlagen, (ob juristischen oder sonstige weiß ich zwar wirklich nicht, und habe, in diesem Augenblicke, keine Gelegenheit mich darnach zu erkundigen) wie die Strengsten seine Moralitæt rühmen, wie vortrefflich er sich gegen seine unglückliche Mutter benommen hat, und wie er noch jetzt, wo er vom Unterricht in der englischen und französischen Sprache leben muß, sich jeden Heller abdarbt, um seine kleinen Geschwister zu unterstützen, – Daß er, trotz einem kleinen Anstriche vom Gecken, einen scharfen klaren Verstand hat, und trotz dem, daß man ihn, nach seinem zierlichen Aeußern für einen gebornen Courmacher halten sollte, doch im Grunde Niemand in der Welt weniger daran denkt, habe ich dir auch schon früher gesagt, – kurz, ich habe dir eigentlich Alles Nöthige schon gesagt, und bin froh darüber, – Thue mir die Liebe, Male, und schreib deinem Bruder darüber, aber gleich auf der Stelle, denn solchen Plätzen geht es wie reichen Bräuten, man muß früh bey der Hand seyn – hörst du! thu mir die Liebe, und schreib' sogleich, noch diesen Abend, – schreib Alles was ich dir jetzt und auch schon früher geschrieben habe, du weißt es ist dasselbe, und ich

habe es jetzt nur mehr zusammen gedrängt, zur bessern Uebersicht. – du hilfst vielleicht einem Menschen zu einer kleinen Versorgung, der jeden erübrigten Groschen auf eine Art anwenden wird, die man achten muß – Zur Sekretairstelle macht ihn vorzüglich fähig, eine gute Handschrift, seine Fertigkeit in der englischen und französischen Sprache, seine Rechtlichkeit, und, obwohl er über Kunstgegenstände et cet, oft lauter wird als es mir gefällt, doch übrigens eine Verschwiegenheit, die fast an Verschlossenheit gränzt – hat er nun wirklich die bedeutenden Kenntnisse, die ihm allgemein zugeschrieben werden, so könnte es ja auch wohl kommen, daß er späterhin zu etwas Besserem tauglich gefunden würde, – wo nicht – nun so ist er doch wenigstens aus der Noth, und wird seiner Stelle keine Schande machen – das Bischen hochmüthige Wesen wird sich, unter deines Bruders Augen, in der schnellsten Schnelligkeit verlieren, deß bin ich gewiß! wahrscheinlich kömmt er gar nicht damit zum Vorschein, doch mußt du diese Schattenseite auch anführen, denn ich mag mit keiner Art Hehlerey zu thun haben, was übrigens auch beym Ludwig vergebens wäre, dessen Augen wohl finden können, was auch nicht vor den Tag kömmt – schreib doch gleich, es ängstet mich, daß während dem Hin- und Herschreiben, die Stelle besetzt werden könnte, und es wäre viel vernünftiger von mir gewesen, wenn ich dem Ludwig gradezu selber geschrieben hätte, aber einmahl konnte ich mich nicht dazu entschließen, und dann meinte ich auch es müsse ihm unangenehm seyn, mir etwas persönlich abzuschlagen, was er mir gewiß ungern abschlägt – Wenn es nöthig ist noch etwas von Schückings näheren Verhältnissen zu sagen, diese sind so: – sein Vater war Amtmann in dem kleinen hannöverischen Städtchen Sögel, an der münsterischen Grenze, ein schlechter Wirth, und noch schlechterer Ehmann, Levin war der Älteste von mehreren Kindern, und seiner sehr braven Mutter einziger Trost, für die er that was er konnte,

und auf der Universität sich Alles abdarbte, um ihr heimlich wieder ein paar Nothpfennige zustecken zu können, – nachdem nun der Vater die Mutter reichlich todtgeärgert, und an ihrem Sarge noch eine empörende Komödie von Zärtlichkeit gespielt hatte, nahm er gleich wieder eine andere Frau, von der er, wie ich glaube, auch noch zwey Kinder bekam, da brach aber Alles zusammen, der Vater wurde, als muthwilliger Verschwender, seines Amtes entsetzt, und gieng nach Amerika, die Frau kehrte zu den Ihrigen, die Kinder wurden bey Verwandten untergebracht, und Levin dem zum Doctor-Examen das Geld, und, wie ich meine, auch noch etwas an der vorgeschriebenen Studienzeit fehlte, kam nach Münster, um sich dort durch Unterricht das Nöthige zusammen zu sparen, – dies hat ihm aber bis jetzt nicht gelingen wollen, da es hier so viele französische Sprachmeister giebt, und zum Englischen fast Niemand Lust hat, auch seine Geschwister die, bey selbst unbemittelten Leuten untergebracht, sehr kümmerlich gehalten werden, ihm zuviel von seinem Erwerb hinnehmen – dies ist nun Schückings kurze und betrübte Geschichte. […]

(an Amalie Hassenpflug, 1. Juli 1839)

***

[…] Daß Du Dir so viele, obgleich leider vergebliche, Mühe für Schücking gegeben, dafür danke ich Dir herzlich, – der arme Schelm dauert mich sehr, und fängt jetzt an auch körperlich sichtlich unter seiner Lage zu erliegen, – mit den Stunden hat es keine Art, da Niemand Englisch lernen will, und für das Französische mehrere geborne Franzosen da sind, die man natürlich vorzieht – so muß er, gesund oder krank, auf Leben und Tod schriftstellern, – er kommt jede Woche hier, so in Schweiß gebadet und abgehetzt, als ob er zehn Stunden gemacht hätte – es ist traurig ein gutes Talent und gute Gesundheit so unter seinen Augen verküm-

mern zu sehn! – denk doch an ihn, wenn Dir etwas Passendes in den Weg läuft, ich bitte dich darum. […]

(an August vHaxthausen, 29. August 1840)

Rezension zu »Gedichte von Annette Elisabeth von D. ... H. ...«

Wer hat nicht manchmal von irgend einer stillen Fensterecke aus sein Auge zu einem hohen gothischen Münsterthurme aufgeschlagen und es, daran wie festgezaubert, gefühlt, wenn eine dunkle Gewitterluft die Ecken des grauen Gemäuers scharf hervortreten ließ auf dem schwarz verhängten Hintergrunde, wenn der Bau unserm Auge geisterhaft nahe gerückt mit dem gelben Scheine sich bekleidete, der, aus dem erschlossenen Wolkenthore des abendlichen Himmels dringend, es vergoldete? Viel gothische Zacken und abentheuerlich verschlungenes Blätterwerk schmücken die hohe Wand mit den wunderbaren Drachen- und Greifengestalten an den Gesimsecken, die aus gähnendem Rachen den Regen hinunterspeien; oder der Zierrath, an dem das Auge haften bleibt, das ist irgend eine Heiligengestalt dort oben, unter dem schützenden reichgeschnitzten Laubdach, eine heilige Elisabeth mit den zu Rosen verwandelten Almosen in der Schürze – die seit Jahrhunderten von ihrer Höhe aus ihre Blicke in die Gluth der Abendsonne getaucht hat, hinausschauend weit über die Lande und über die Wälder der fernen blauen Gebirgshöhen, fernhin in das Unendliche. Sie ist aus Stein gehauen und fühlt nicht den Pygmäenschmerz unsers Jahrhunderts, der an seinen Sängern sich auf den hohlen, fieberglühenden Wangen malt und aus den gerötheten Sternen der blauumkreis'sten Augen blickt, ihr Herz ist nicht zerrissen, ja es scheint gar, sie habe keines; und dennoch lebt sie da oben beneidenswerthe Poesie; hoch über dem Bereiche aller Cyther- und Harfen- und Mandolinenklänge braucht sie

nur das anzuhören, was sie tief und innerlich bewegt, was sie erschüttert; denn ihr Harfner ist der Sturm und die Windsbraut schlägt ihr das gellende Tambourin, die Glocken dröhnen ihr Morgen- und Abendgrüße zu, als wollten sie die Motto's halten zu den einzelnen Gesängen des Epos, das sie lebt. Wenn ein solches Gebilde seine Dichtungen, aufgeschrieben in der Sprache, worin jene Heiligengestalten in alten verwitterten Capellen sich ihre Grüße in der Christnacht zurufen mögen, in's Deutsche übersetzen ließ – sie müßten lauten, wie diese Gedichte aus dem Münsterlande, die man ungläubig öffnen wird mit dem pharisäischen: »kann aus Nazareth was Gutes kommen« – wie die Schlacht im Loenerbruch, wie das Hospiz auf dem Sankt Bernhard; ernst, compakt, plastisch im hohen Grade und doch auch den Charakter des Romantischen, das anziehendere Pittoreske nicht verläugnend – dann auch hier und da die Übersetzung nicht verkennen lassend.

Den Hauptinhalt der Sammlung bilden drei erzählende Gedichte, Der Sankt Bernhard in zwei Gesängen gibt uns ein Bild von jenem Heroismus der Humanität, wie er nur dem Christenthume angehören kann. Die Mühen der Mönche des Hospizes jener hohen Region um die Rettung armer Verirrter, der Schauplatz ihrer heldenmüthigen Anstrengungen, die Gletscher und Schneekuppen, die Schluchten und Abgründe, die ganze gewaltige Alpennatur wird uns vorgeführt, als hätte die Dichterin uns auf den Gipfel eines Alpenfürsten gehoben, um von dort aus das ganze Stück des Ungeheuern Knochenbau's der Erde zu überschauen, denn deutlich, schreckenerregend wie je eine frühere Dichtung sie uns vorzuzaubern vermocht hat, sehen wir die Riesendenkmale der Schöpfungskraft vor uns. Die Erzählung selbst ist einfach: Ein alter Mann ist in einer Winternacht mit seinem Enkel in den Pässen des Sankt Bernhard verirrt; er erliegt der Kälte und dem Mühsal seiner Wanderung; das Kind wird von einem jener trefflichen Hunde, welche das Hospiz zur Entdeckung der Verirrten

nährt, aufgefunden und gerettet. Obwohl nun die Erzählung im hohen Grade spannend ist, liegt doch der Hauptreiz in jener meisterhaften Schilderung der Natur und des Hospizes mit seinen Märtyrern der Selbstverläugnung. Das zweite Gedicht: Des Arztes Vermächtniß, erinnert an Lord Byrons Schöpfungen; dieselbe Poesie, dieselbe unübertreffliche Wahrheit in den Darstellungen der Seelenzustände eines durch die nächtlichen Schrecken, deren gezwungener Zeuge er gewesen ist, tief erschütterten und im Geiste verwirrten Mannes; aber nirgends jene Zerrissenheit und die manchmal in Prosa sich verflachenden Stellen, – dagegen aber eine räthselhafte, nicht zu entschuldigende Undeutlichkeit im Gange der Geschichte.
Die Schlacht im Loener Bruch endlich feiert in zwei Gesängen eine der interessantesten vaterländischen Erinnerungen, die Vernichtung der Macht des tollen Herzogs Christian von Braunschweig durch die Schaaren Tilly's, mit historischer Treue und überraschend lebendiger Malerei. Doch ist hier eine Störung in der Harmonie des Ganzen gegen das Ende hin auffallend; die Schilderung der Schlacht selbst ist im Verhältniß zu den übrigen Theilen der ausführlichen Erzählung zu kurz abgebrochen, die Niederlage Christians nicht genügsam motivirt, und wenn er der Übermacht erliegt, so hätte uns dieses Unterliegen nicht allein gesagt, sondern gezeigt werden müssen. Der weiblich fühlende Genius der Dichterin scheint sich gescheut zu haben, ein wie männliches Gepräge er auch in seiner Kraft und Originalität trägt, tiefer in die Metzelei eines so blutigen Kampfes einzudringen. Die angehängten geistlichen Lieder verdienten als Kirchengesänge eingeführt zu werden. Mangel an Feile kann man den Gedichten gewiß nicht vorwerfen; doch wären Verse wie die folgenden aus des Arztes Vermächtniß:

»O, daß man mich an diesen Ort geführt,
Von üb'ler Vorbedeutung schien mir's gleich!

Denn wie man die Umgebung so vergaß!
Nachläßig war es, über alles Maaß.«

als zu matt in der Beschreibung einer Räuberhöhle, besser weggeblieben;

»Mit einmal hör ich's an die Klippen schlagen,
Und einen Schrei noch aus der Tiefe ragen,«

ist falsch in demselben Gedichte, und der Anfang desselben:

»So mild die Landschaft und so kühn,
Aus Felsenritzen Ranken blühn;«

bildet einen unverantwortlichen Sprung vom großen Bilde zum kleinsten, zu dem wohl der Reim verführt hat; oder soll der zweite Vers den Contrast im ersten rechtfertigen? – Unsre Literatur ist arm an poetischen Erzählungen; die frühesten Jahrgänge der Urania haben, trotz ihrer Preisaussetzungen und der mißlungenen Nachahmungen Wielands und Ernst Schulzes, welche sie weckten, uns nicht von dem Vorwurfe befreien können, daß wir in dieser Beziehung weit von den Britten überflügelt sind und doch sollte der Deutsche poetische Reichthum sich von keiner andern Pracht überglänzen lassen. Desto willkommener muß uns deßhalb der vorliegende Versuch zur Wiedergewinnung unsrer sonst unbestrittenen oder vielmehr unbestreitbaren Hegemonie seyn, wenn dazu noch eine klare erfaßbare Malerei, einfach und wahr überall, ohne Haschen nach unnatürlichen Bildern, ohne Blumen und Flitterstaat, der blendet und verbleicht, es ist, welche die Aufmerksamkeit und Gunst einer Zeit verlangt, die jeder schönen Erscheinung edler Natur sich zuwenden muß, weil es ihr Beruf ist, der Natur und dem Verstande seine Rechte zu vindiziren. Lang genug haben um die einfachen Grundlinien dieser

letztern eine Reihe von Jahrhunderten wuchernde Gewinde von Unkraut geschlungen und mag seyn, von Blumen auch, aber so, daß die dünnen Fäden darunter verschwanden oder gar abrissen. Das achtzehnte Jahrhundert hat mit der Unmenschlichkeit gekämpft und zum größten Theile sie vertilgt; des neunzehnten Aufgabe ist es, mit der Unnatur zu kämpfen, welche unter der groben ersten Feile, die das Vergangene an die Schöpfungen seiner Vorgänger legte, zurückgeblieben ist, und dessen möchte noch genug seyn, um ein solches Revisionswerk zu einer schweren verdrießlichen Arbeit zu machen. Was davon in dem politischen Zustande der europäischen Societäten haften geblieben ist, gehört nicht hierher; die Kunst ist freilich schon mehr emanzipirt; aber es möchte noch lange nicht genug seyn, daß Jupiter als Amphitryo nicht mehr in der Alongenperücke und Berenice nicht mehr im Reifrocke, mit Puder und Schönpflästerchen erscheinen und sich die Stelzen des Alexandriners abgeschnallt haben, daß nicht mehr die Götter des Olymps spuken, welche die Bücher unsrer ältern Dichter nicht recht geheuer machten: sehen wir nicht noch die Namen verehren, statt der Sachen, und erbauen uns an Schriften, denen wir es ansehen, daß sie eine manschettengeschmückte, in Eau de Cologne gebadete Hand geschrieben hat, während Mord und Blutschande das Sujet bildet, woran die Lesewelt sich erquickt, wie ein Römischer Papst an Gladiatorenkämpfen, für welche, scheint es danach, nur unsre Nerven zu schwach geworden sind, wie unsre Arme für die Schwerter der Römer?

Hoffentlich wird unser Jahrhundert in dem Kampfe, den wir als seine Lebensaufgabe bezeichneten, siegreich seyn, des Lebens goldner Baum treibt immer grünere gesundere Zweige und leuchtet in unsre Praxis hinein, wie durch die gothischen Mauerzinnen einer alten Stadt und in die freien lärmenden Plätze die grünen Waldgehege der sie umschließenden Berge. Frankreich scheint wieder in dieser Beziehung den andern Völkern den Rang ablaufen zu wollen;

seine Tagesliteratur, was ist sie anders, als die letzte krampfhafte Lebensanstrengung, welche die schon in der Agonie liegende Unnatur macht, das letzte hellere Auflodern des Lichtes vor dem völligen Verlöschen? Aber wird man sich nach dem Siege mit einem so harmlosen Triumphe begnügen, wie ihn z. B. jetzt die klassischen reinen Formen Griechischer Architektur über des Ritters Bernini Schnörkeleien feiern, und das Extrem vermeidend nicht das Kind mit dem Bade verschütten? Wird man nicht, wenn man das gleißende blendende Flittergold von den Hallen der Poesie abgerissen hat, sie am Ende ganz zerstören und an ihrer Stelle Krämerbuden aufführen? Die letzte Hälfte unsers Jahrhunderts mag die Ragnaröck für die Poesie werden; die Dämmerung zieht schon jetzt herein in der allgemeinen Gleichgültigkeit gegen ihre Schöpfungen und wird immer kälter, neblichter um uns. Das Publikum ist aus einem sanguinischen poetischen Jüngling ein cholerischer Mann geworden und schlägt das Blatt in seinem Lebensbuche, wo es Verse findet, rasch und verdrießlich um. – Für's erste mag nun seine schwindende Theilnahme durch Gedichte wie die eben besprochenen wieder belebt und erwärmt werden, und wenn jene Götterdämmerung hereinbricht, haben wir zum Trost die Verheißungen der Mythe, daß aus den Fluthen der Zerstörung sich frisch grünende Inseln erheben werden, schön wie die Auen der Seeligen und daß ein verjüngtes herrlicheres Göttergeschlecht sie bewohnen werde. –

Ferdinand Freiligrath und das Projekt des »Malerischen und romantischen Westphalen«

Es war Sommer 1839, als eines Tages ein merkwürdig offen und gutmüthig aussehender wohlgenährter Mann bei mir eintrat; ich erschrak fast bei seinem Anblick, denn ich glaubte meinen todten Freund bei mir eintreten zu sehen, so groß war die Aehnlichkeit mit dem so traurig durch

Selbstmord untergegangenen Mitschüler. Aber hatte man diesem früh einen berühmten Namen prophezeien dürfen, der eben Eintretende hatte sich ihn bereits glorreich erworben – es war Ferdinand Freiligrath. Ich war natürlich hoch erfreut, ihn kennen zu lernen. Er kam aus Barmen, wo er damals noch lebte, und war, begleitet von einem Maler Schlickum aus Düsseldorf, auf einer Streiferei durch Westfalen begriffen, um es gründlich kennen zu lernen und zu beschreiben, während sein Begleiter die malerischen Punkte des Landes zeichnen sollte. Es hatte damals ein buchhändlerisches Unternehmen: »Das malerische und romantische Deutschland«, Glück gemacht; in diesem Werke, das den einzelnen Ländern einzelne Sectionen widmete, war Westfalen nicht vertreten, und so hatte sich ein Verleger in Barmen entschlossen, diese Lücke durch ein »malerisches und romantisches Westfalen« zu ergänzen; er hatte Freiligrath, der eben seine kaufmännische Laufbahn aufgegeben und im Begriff stand, sich in einem Rheinstädtchen niederzulassen, für die Lieferung des Textes gewonnen und den Düsseldorfer als Zeichner beigegeben. Ich zeigte ihm nun, was ihn in meiner alten westfälischen Hauptstadt interessiren konnte, und dann verabredeten wir ein Wiedersehen auf einem Gute im Lippeschen, seiner Vaterstadt Detmold nahe. Wir trafen uns da nach einigen Wochen in einer der meinigen befreundeten Familie, die ich schon von einem früheren Besuche her kannte; denn seit je war das von einem Herrn Tenge, dem Besitzer der Grafschaft Rietberg, bewohnte Gut Barkhausen mit liebenswürdigster Gastlichkeit Freunden und Bekannten aus Nah und Fern geöffnet gewesen; so trafen wir uns dort für einen achttägigen Aufenthalt, der unterbrochen wurde durch Ausflüge nach Bielefeld, auf die Ruinen des Sparenbergs und Detmold. Freiligrath war seit langer Zeit nicht mehr in seiner Vaterstadt gewesen und kehrte jetzt als ein im ganzen Vaterlande rühmlich bekannter Dichter zurück. So wurde er viel gefeiert; ein ländliches Fest wurde ihm an einem Vergnügungs-

ort auf einer der dem reizend liegenden Ort benachbarten Höhen, dem »Peters-Stieg«, gegeben, wo von der eleganten jungen Welt Detmolds auf dem grünen Rasen ein Ball improvisirt wurde – und dann machte man den Versuch, ihn dort als fürstlichen Bibliothekar festzuhalten, was er aber ablehnte. Der Grundstein zum Hermanns-Denkmal war damals noch nicht gelegt, und mehr als mit der Idee von Bandels beschäftigte man sich eben mit den curiosen Ideen, die Franz Dingelstedt in einem Aufsatz: »Ferdinand Freiligrath«, in K. Gutzkows Jahrbuch der Literatur, Hamburg 1839, über die Culturzustände des Lippeschen Landes verbreitet hatte und über die man höchst entrüstet war. Dann mit den Erinnerungen an den seit drei Jahren hingeschiedenen Grabbe. Dabei kamen denn nun allerhand nicht feine und manche in hohem Grade anstößige Dinge zu Tage; man sah, ein Prophet war Grabbe in seiner Vaterstadt auch jetzt noch nicht, und Freiligrath tobte endlich, als wir einmal wieder allein in unserem Gasthof waren, einen wahren Berserkerzorn wider all diesen Philisterklatsch aus, in dem jede Anerkennung der großen und mächtigen Dichterflamme erstickte, die sich im Leben leider mit so viel faulem und eklem Brennstoff genährt hatte. Wir gingen in Grabbes Wohnung zu dessen Witwe, die mit großer Zungenvolubilität den alten Bekannten aus ihrer Jugendzeit aufnahm und uns in das mit großen Abbildungen der Extersteine verzierte, sehr einfach bürgerlich eingerichtete Empfangs- und in das kleine Wohnzimmer ihres Mannes führte. Sie machte einen nicht angenehmen Eindruck, die kleine wohlgenährte, überaus lebhafte Frau mit ihrer mielleusen Beredtsamkeit: wie von einer aus ihren Angeln geworfenen und mit Leidenschaftlichkeit gepaarten ordinären Natur; und es trug Alles umher das Gepräge erdrückender Kleinbürgerlichkeit. […]

Ferdinand Freiligrath setzte seinen Wanderstab durch Westfalen weiter fort; ich kehrte von Barkhausen, wo da-

mals auch Mathilde Raven zu Besuche war, nach Münster heim; [...].

Aus Briefen Freiligraths an Schücking

[…] Lieber Kerl, wie lang' ist's nun schon, dß wir einander nicht gesehen! Die idÿllischen Tage von Bark-hausen, die Gespenstercontroversen mit Meÿer u. Mechtilden, die phaeacischen Kaffesitzungen im Grünen, die isländische Colonie in Bielefeld, die närrische Viertelstunde bei der Frau Grabbe, sammt der Polonaise auf Peters Stieg – das alles liegt hinter mir wie ein Traum, u. Du selbst, als Du mir nach der Landparthie mit Schilgen zuletzt die Hand drücktest, stehst wie eine Traumgestalt vor mir. La vida es sueño! – Man verfliegt wie Champagnerschaum, hol' mich der Teufel! – […]

(12. August 1839)

***

[…] Komm an den Rhein, Kerl! – Ich denke hier mit 180–200 Thalern jährlich ganz famos herumzukommen. In dem Hause, von dem ich die ganze, aus 5 Zimmern bestehende, hübsche Mansarde inne habe, wohnt außer mir Niemand; zehnmal des Tages saus't der Dämpfer, mit Schleiern flaggend, unter meinen Fenstern vorbei: man ist so einsam u. doch so in der Welt. – Du könntest hier den Winter über herrlich arbeiten, u. solltest Du noch immer vorhaben, im Preußischen die juristische Carriere einzuschlagen, so wäre hier auch wohl besser Gelegenheit dazu, als in Westphalen. Matzerath, dem ich als Freund von Dir erzählte u. der meine Mittheilungen nicht mißbraucht, ist sehr gut angeschrieben bei Ruppendahl u. vOppen, u. will, wenn er im nächsten Monat nach Berlin reis't, sein 3tes Examen zu machen, mit tausend Freuden für Dich wirken,

wenn Du es willst. Er meint jedenfalls, daß Dein Eintritt bei einem der Cölner Gerichte sofort möglich zu machen sei. Schreib' mir Deine Meinung darüber. –
Die erste Liefug meines Westphalens wird Dir bald zu Gesicht kommen, u. es soll mich wundern, was Du dazu sagst. – Nimm's nicht übel, dß ich nicht frankire, ich bin seit 8 Tagen sans sous u. sehe stündlich einem Succurs entgegen. – Junkmanns Elegie im Odeon ist ganz famos; die Haide, wie sie lebt u. webt! – Das Taschenbuch, das Du mir geliehen, schick' ich Dir bald zurück. – Sind Mad. Tenge und ihre liebenswürdigen Töchter noch in Geisenheim? An Meier schreib' ich bestimmt noch diese Woche. – Grüße Lackmann, Besser u. Hutterus! – Donnerwetter, bald hätt' ich was vergessen: – Schick' mir doch auch von Deinen Gedichten für's Jahrbuch! – Sind das nicht Fragen, Aufträge u. Notizen die schwere Menge?
Adieu, Fabelhafter! – Schreib' bald! –
Trulÿ ÿours
Freiligrath

(9. September 1839)

***

[...] Ich sehne mich ungeheuer nach Dir! Nach Deiner Gemütlichkeit, nach Deinen Gespensteraugen, nach Deinem Second Sight, nach Deiner ganzen tiefen, innerlichen Westfalennatur, die ja eben, wie Du's wiederholt in Deinem Briefe aussprichst, u. wie ich's, glaub' ich, zuerst auf jener Meÿersprößlingischen Ahrparthie mit obligater Wolfsschluchtentwicklung gegen Dich bemerkte, das ist's, was uns, als ein gemeinschaftliches landsmännisches Element, so fest an einander kettet! Sie thut es vielleicht um so mehr, als wir uns hauptsächlich außerhalb Westfalens erkannt u. aneinander angeschlossen haben: unter den petillirenden, oberflächlichen Niederrheinmännern sind sich unsre soliden, betrachtsamen Biernaturen lieber u.

mehr zum Bedürfniß geworden, als es vielleicht in Westfalen selbst der Fall gewesen wäre. Denn solid u. betrachtsam bin ich, hol' mich der Teufel, auch, mag die böse Welt schwatzen, was sie will, u. in Deiner Persönlichkeit erlebt unser treues, tiefes, poetisches Westfalenthum die schönste Verklärung, die ich mir denken kann. – (O, unser liebes, stilles, abgeschiedenes Moor- u. Eichen- u. Haidenland! – Mir geht das Herz auf, wenn ich dran denke, – an die eingehegten, friedlichen Gehöfte, an die grauen verwitterten Rococostädte auf dem platten Lande, an die einsamen grasbewachsnen Wallgräben unter ihren Ringmauern, an das Kreuz am Wege – ach, an Alles, Alles das! – Da ist's still, da ist's friedlich, da saus't kein Dampfschiff u. da stöhnt keine Eisenbahn, da kann man sinnen u. träumen und das Auge in dem schönen Wahnsinn rollen lassen, den unser altes, verschlossenes Geschlecht, mehr vielleicht, als irgend ein anderer Deutscher Volksstamm, schon der Verwand-schaft wegen, mit dem Briten gemein hat. – Wahrhaftig, ich glaube immer noch, dß ich später einmal nach Westfalen zurückkehre, u. in der Ruhe des Landes oder einer ländlichen Stadt, meinetwegen mit Gras auf den Straßen, mein Lebensepos, meinen Childe Harold, vollende.

(10. September 1841)

Fortsetzung der Arbeit am »Malerischen und romantischen Westphalen«

Mit der Weinlese auf Karl Simrocks Gut im nahen Menzenberg, wo wir die Trauben für zukünftiges »Drachenblut« sammeln halfen, schlossen für mich diese Tage, nach denen ich, von Freiligrath bis Bonn geleitet, nach Münster heimkehrte. Gearbeitet war da natürlich nicht viel worden; das Einleitungsgedicht zum malerischen und romantischen Westfalen hatte Freiligrath geschrieben; als er dann aber die Prosa begonnen, hatte er unerwartete

Schwierigkeiten gefunden; entmuthigt betheuerte er, er habe kein Talent für die Prosa, und das mochte richtig sein, obwohl er geistreiche, durch Humor und Witz höchst liebenswürdige Briefe schrieb; kurz, die Arbeit war nicht gefördert zum Kummer des Verlegers, der seinen Abonnenten bestimmte Lieferungen versprochen hatte. War der bekümmerte Sosier doch schon eines Tages selber den Rhein heraufgedampft gekommen, in sehr kriegerischer Stimmung und todesernster Entschlossenheit, nicht zu kehren ohne wenigstens ein Stück weiteren Textmanuscriptes. Aber der Gute war trotz seiner unangenehm überraschenden Erscheinung doch mit so unendlicher Wärme und Herzlichkeit aufgenommen, daß er sich nach und nach besänftigter und heiterer der hier herrschenden Stimmung hingegeben, den schäumenden Kelch, den die frohgemuthete Jugend ihm immer wieder gefüllt, immer begeisterter wieder geleert hatte – bis ihm endlich die irdischen Sorgen um Manuscript, Lieferungen, Abonnenten und anderes Erdenelend in die wesenlose Schattenwelt tiefen Traumes hinabgesunken; in diesem Zustande hatte man ihn auf das Verdeck des nächsten Dampfers gebracht, der ihn dann wieder glücklich rheinabwärts trug in die Arme der liebenden Gattin. Diese mag denn freilich sich aus Herzensgrunde dem drastischen Urtheile angeschlossen haben, welches über einen dem Unkeler benachbarten Poetenkreis, den von Sophie Laroche in Ehrenbreitstein, einst die würdige Hausmutter sprach, von der bei Stramberg im Rheinischen Antiquar, Abth. II., Bd. 1, Seite 100 zu lesen.

Als ich, heimgekehrt, nun zunächst über die stillen Kämpe nach dem einsamen Rüschhaus hinausging und Annette von Droste von den sonnigen Herbsttagen am Rhein, von denen Carl Simrock ja dazumal just gesungen:

An den Rhein, an den Rhein, zieh' nicht an den Rhein,
Mein Sohn, ich rathe dir gut,
Da geht dir das Leben so lieblich ein,
Da blüht dir zu freudig der Muth –

erzählte, schalt sie zwar solche »Verwilderung«, aber angeregt dadurch schrieb sie ein – für die Veröffentlichung nicht berechnetes Lustspiel in einem Act: »Dichter, Verleger und Blaustrümpfe«, auf das ich wohl zurückkomme.
Mit Freiligrath aber spann sich der lebhafteste Briefwechsel fort über eine Menge gemeinsamer Interessen und Beziehungen.
Er gab mit Simrock und Matzerath ein rheinisches Jahrbuch heraus, bei dem ich nach Kräften half; der Rolandsbogen stürzte ein und für die Herstellung wurde gesammelt; Immermann starb und ein literarisches Denkmal zu seinem Gedächtnisse wurde von Freiligrath geplant; in all den langen, über solche und andere Angelegenheiten geschriebenen und mit einem eigenen Talent des frischesten Herzensergusses hingeworfenen Briefen des Freundes herrschte die froheste, bis zum Uebermuth gehende Heiterkeit, wie sie nur bei unendlicher Herzensgüte uns frohes Kraftgefühl geben kann. Und dann kam ein Augenblick – freilich nur ein kurzer Augenblick, – wo »eine Lebenskrisis« sich vorbereitete, wo er, »von den Conflicten des Lebens« gefaßt, das Gleichgewicht nicht wieder finden zu können hoffte, wenn er der Welt nicht mit blutendem Herzen Lebewohl sage, oder »wenigstens in einem wilden, wilden Walde Einsiedelei treibe«. – Gottlob, die Krisis löste sich bald – und die nächsten Briefe schon zeigten das Gleichgewicht wiederhergestellt, bis er mir seine Verlobung (im September 1840) ankündigte und schrieb:
»Kerl, ich bin ungeheuer glücklich! In mir jubelt's und singt's und jauchzt es! Solch ein Mädchen giebt's nicht mehr, solch ein gutes, schönes, liebes, gescheidtes, herziges! Ich bin wie im Himmel! – Komm bald, daß ich dir Alles

erzähle! Denn schreiben mag der Teufel Alles! Es ist ein ganzer Roman! Du wirst dein blaues Wunder hören!
Daß ich faul gewesen bin all die Zeit über, wirst du dir jetzt erklären können. Namentlich hat das arme Westfalen schnöde brach gelegen, und die Lust dazu ist mir, aufrichtig gestanden, ganz und gar vergangen. Des Verlegers Vorschlag an dich kommt mir eigentlich durchaus à propos. Du kannst das Ding besser als ich. Du hast in jeder Beziehung mehr das Zeug dazu, hast mehr Kenntnisse, mehr Begeisterung, der Lambertithurm schaut dir in's Fenster, dem Friedenssaal kannst du's, die Haide rauscht um dich herum – ich möchte meinen Freistuhl Keinem lieber cediren als dir. Schreib' also bedingungsweise zu und pack' dein Bündel gleich, wie du diesen Brief empfängst, damit wir mündlich Alles richtig machen können. Laß aber keinen Tag verstreichen.«
Die letzten Zeilen bezogen sich auf den mir gewordenen Antrag, das unternommene Buch über Westfalen zu schreiben, dem ich mich denn jetzt leider unter Bedingungen unterzog, die mir nicht Zeit und Muße zu gründlicher Ausführung ließen.

Aus »Das Malerische und romantische Westphalen«

Von der Tecklenburg schreiten wir gen Westen fürder, Bentheim zu: ein Weg, der durch »Kämpe« an einzelnen Gehöften der Sassen vorbei und hie und da über eine Haide führt, also mitten in eine ächtwestphälische Welt hinein. Das ist die Westphälische Welt, die man geschmäht hat ohne sie zu kennen, ohne zu gedenken, dass damit alles ursprüngliche Germanische Sein und die Weise der Väter geschmäht wird, die hier wie nirgends sich bewahrt hat; die sich bewahrt hat wie die edelste Blüthe, ja die Basis aller deutschen Tugend, die Heilighaltung der Familie, deren Begriff noch voll jugendfrischer Kraft lebendig erhalten ist

in den naturwüchsigen Gemüthern der Westphalen, durch altsassische Sitte gepflanzt, von dem Manna-Thau des Christenthums genährt, gehegt und gepflegt. Man sollte kein Ding nach dem Scheine beurtheilen, den ein willkürlich daneben gestelltes Licht auf dasselbe wirft: was beim Sinken des Tages grosse Schatten wirft, kann im Mittagsglanze sehr hell gewesen sein: man sollte, was ist, erst Geschichte werden lassen, ehe man es beurtheilt. Das Festhalten der Westphalen an ihrem Sein und Denken, ihre Unzufriedenheit, wenn die Zeit ihre verpuffenden Leuchtkugeln und Zündstoffe unter sie schleudert – so manches Phänomen ihrer Geschichte, wie die Fehme, die merkwürdigen Wiedertäufer-Unruhen, (eine Ausgeburt des Protestantismus übrigens, nicht des Katholicismus, in dessen Schoosse nie solche sinnlichkrankhafte Fleischesemancipationen sich entwickelten) und vieles andere fordert ja ohnehin auf, der genetischen Entwicklung des Westphälischen Volksgeistes nachzudenken.

Der Kern Westphalens ist allerdings früher, vor den eingeführten Markentheilungen, in hohem Grade unwirth-lich gewesen. Die Abgeschiedenheit von der Welt, diese entfernt und einsam liegenden Höfe, wo jeder auf seiner Gewehre so unbeschränkt Herr war, als er bei allem Thun auf sich selber sich angewiesen sah, der Mangel an aller Anregung von Aussen her, pflanzten als Hauptcharakterzüge Selbsständigkeit und Unlenksamkeit in das Gemüth der Eingeborenen. Sie hatten sich nur um ihren Boden zu kümmern, der stets dieselbe harte Arbeit ihnen abzwang, sahen ausser den Ihrigen nur die Eichen ihres Hofes, die einen Tag wie den andren ihre starken Aeste über sie schüttelten, hingen nur vom Wetter bei ihrer Thätigkeit ab, das immer dieselbe Rauhheit sie gewahren, aber nicht mehr empfinden liess: in ihr ganzes Leben trat kein einziges Ereigniss, in all ihr Sein kein einziger neuer Gedanke. So wuchsen sie denn wie ihre Eichen auf, stark, harten Holzes und tief in den Boden dessen, was einmal ihnen heimisch geworden, ihre Wurzeln

schlagend. Neues trat nicht in ihren Kreis: so wurde das Alte ihnen das Ewige und heilig. – Man muss auf den Haiden und öden Landesstrecken Westphalens Tagelang selber umhergestreift, Stundenlang auf einem seiner Hünensteine sinnend gesessen und der braunen Unendlichkeit mit den Blicken nachgeschweift haben, um ganz empfinden zu können, wie eine solche Umgebung dem Gemüthe eine entschiedene Richtung in seine eigne Tiefe hinein gibt. Ringsum ist nichts als die dunkle Fläche mit schwacher Farbennüanzierung durch die Blüthe des Haidkrauts und des Ginsters; blaue Waldfernen begränzen den Horizont, hie und da schiesst schweren Fluges eine Krähe nahe an der Erde her, als ob sie den gelben Sandstreifen wie eine Schwalbe den Wasserspiegel behuschen wolle; eine zerstreute Schaafheerde, hinter welcher der Hirt im weissen »Haiken« träumend einherwandelt, dient zur Staffage; in der Entfernung ragt eine verwitterte Buche über einer Wallhecke empor und auf ihrem höchsten dürrsten Aste ruht der Vogel der Melancholie, ein einsamer Storch, von dem euch die Leute erzählen, dass er seit Jahren darauf gesessen und jedes Frühjahr zu ihm zurückkehre, weil ihm ein Jäger einst sein Weibchen herunter geschossen habe – das ist alles, was ihr seht, nebst dem blauen Himmel, der sich darüber dehnt und auf weissen Wölkchen wie in Silbernachen die Frühlingsgeister trägt, die schlummernd über der Haide fortsegeln, um in glücklicheren Gegenden, fern hinter den still heraufduftenden Wäldern am Horizonte zu erwachen. Ihr habt den Boden, um darauf zu leben, aber Leben ist nicht darauf; ihr müsst es anderswo, in euch selber suchen. Die todte Natur weckt nicht die glänzenderen Fähigkeiten des Verstandes, sie zwingt nirgends zu vergleichen, zu combiniren, schnell zu erfassen; keine bunten wechselnden Erscheinungen wollen enträthselt, begriffen, durch schnelles Festhalten benutzt sein, keine Genüsse rasch ausgekostet. Daher kommen dem Volke, das die Haide bewohnt, die langsamen trägen Fassungskräfte, die schweranzuregende Theil-

nahmslosigkeit. Aber die todte Natur drängt die Gedanken des Menschen in seine eigne innere lebendigere Schöpfung, sie weisst ihn auf sich selbst und auf sein Gemüth an, und wie sie ihn von der Breite, die ringsumher nichts Anziehendes besitzt, ablenkt, führt sie ihn in die Tiefe, wo des Wunderbaren so viel liegt. Das weite, principlose, miscellenartige Umfassen der Dinge, die peripherische Weltanschauung kann auf diesem Boden nicht wachsen, aber die centrale greift desto tiefer Wurzel – die centrale Weltanschauung mit dem Centrum Gott, der seinen Kindern so nahe ist in Westphalen, keine Viertelstunde über den rothglühenden Wolken der Abendsonne. In diesem Centrum sich fest und sicher fühlend, weiden sie voll träumerischer Ruhe ihre Schaafe und Lämmer auf den grünen »Kämpen«; dem Hirten, der auf dem Rücken liegt und in die Bläue starrt, fehlt nur eine Jacobsleiter, um in den nahen Himmel flugs hineinzusteigen und oben zuzuschauen, was jetzt die lieben Engel wohl machen; er hört das elegische Klingen der Herdenglöckchen an, in welches die langgezogenen Töne ferner Schalmeien sich mischen, und ist selbt eine Art Lamm, das die Diener des Herrn hier weiden, bis einst der Heiland die Sorge übernimmt und die Seraphim auf den Schalmeien von Gold und Diamanten blasen. Darum kennt er auch keine Furcht vor dem Tode, der ihn von dem schweren Mühsal auf undankbarem Boden erlösen wird, denkt viel an den Himmel und betet viel; ja, er kennt keine andere geistige Beschäftigung, und wenn er euch lesen sieht, fragt er: so andächtig?

Die centrale Anschauung gibt Festigkeit und daher das Festhalten an dem einmal Ergriffenen, das Zusammenwachsen mit dem einmal in's Bewusstsein Uebergegangenen, welches die historischen Phänomene erklärt, deren ich oben erwähnte. Die Fehmgerichte zuförderst waren nichts andres, als die alte karolingische Gerichtsverfassung, wie sie überall galt, aber nur in Westphalen, dem Entstehen der Territorial-Gerichtsbarkeiten, so wie Römischem und

Canonischem Rechte zum Trotz festgehalten wurde. Bei den Wiedertäufer-Unruhen konnte die mangelnde Breite der Anschauung, das Unvermögen, sich zu umfassendem Ueberblick auf ihr Verhältniss zur deutschen politischen und religiösen Gesammtheit aufzuschwingen, allein in den Männern von Münster den Gedanken aufkommen lassen, ein Reich in ihrer Stadt zu stiften, das allen Ungläubigen an der neuen Zion zum Trotz, in der Mitte feindlicher Umgebungen sich werde behaupten können.

Westphalen ist ein Land des Bestandes; sein Fortschritt ein langsamer, aber desto kräftiger; ein Land ruhiger praktischer Vernunft, von des Südens Beweglichkeit so weit, wie von des Nordens grübelnder Gemüthlosigkeit entfernt; mehr der Historie als der abstracten Theorie hold, mehr der Beharrlichkeit, die ergründet, als der Vielseitigkeit, die umfasst aber nicht verdaut, zugewendet, – ein Land, wie das verwandte England, aber ohne dessen Thatkraft, – ein Land endlich, das einen entschiedenen ausgeprägten Character hat – und das ist auch ein Vorzug in so farblosen Zeiten.

Ich habe oben versucht, euch den Reiz und die Art von stiller resignirter Poesie anzudeuten, welche auch eine Westphälische Haide haben kann. Farbenreicher und auch schon anerkannter ist die Poesie, welche in den angebauten Gehölz-, Wiesen- und Kornreichen Gegenden, dem bei weitem grössten Theile unsres Landes, um den stillen vereinzelten Bauernhof sich lagert. Ich brauche hier nur an den patriarchalischen Oberhof zu erinnern, wie Immermann in seinem unvergleichlichen »Münchhausen« ihn schilderte. Da habt ihr den ganzen poetischen Reiz solch eines Schulzen-, Meyer- oder Oberhofes, wie es in den verschiedenen Landschaften heisst, wohl etwas im Sonntagsputze, wie eine niedliche Bäuerin in der Operette, aber voller Treue sonst in jedem Detail: da liegt der geräumige, reinlich gehaltene Hof mit seinem grossen Strohdach, von einem Blüthenregen des nahen knorrigen Birnbaums be-

stäubt, an ein Gehölz sich lehnend, dessen auffallend saftiges Grün der üppigste Epheu durchrankt; geschäftig umher werben in Speicher und Backhaus alle die stehenden Charactere solch einer Landwirthschaft; der verdriesslich gutmüthige »Baumeister« oder Grossknecht spannt die Pferde ein, der Hofschulze hämmert an einem schadhaft gewordenen Rade und schlägt dem Füllen auf die Schnauze, das ihm schnuppernd Kneifzange und Nägel auseinander stöbert; die Enten auf dem Teiche schreien ihre langgezogenen melancholischen Töne aus, die Lerche trillert gellende Laute, einer der Knechte schärft mit Hammerschlägen seine Sense – überall Geräusch und Lärmen und dennoch eine tiefe Stille, eine wie ruhig schlummernde Natur: es ist, als ob die Töne aus der Natur hervor quöllen, das Geräusch ihres arbeitenden Schaffens wären; die Menschen, die Thiere sind wie eines mit ihr, Theile von ihr, sie stören ihren Willen, ihr Wesen nicht, und ihr Wesen ist ruhige Stille. Setzt eine Fabrik, eine Dampfmaschine hierhin, und das Geräusch wird euch unerträglich scheinen: der Lärm, den der hämmernde Knecht macht, stört euch nicht, und wäre er zehnmal ärger; er stört die friedliche Idylle nicht, die über dem patriarchalischen Hofe schlummert und nur erwacht, wie eine blühende schmucke Lisbeth mit den kerngesunden Wangen, dem blonden geschniegelten Haare, den Augen so hell und rein blau, wie die blauen Blumen einer holländischen Theeschaale, vor euch tritt, wenn ein Immerman sie aus dem Schlafe aufruft. –

In den Bergen ist's eng, es zieht dich hinaus in die Weite,
Endlos schliesset sich gern unsere Heimath dir auf,
Gleichend des Meeres Gefilden, des Himmels unendlichen Weiten,
Füllt mit Unendlichkeit sie, labet mit sinniger Lust.
Nimmer die Seele verwirren des Lebens schimmernde Reize,
Einfach der Ginster hier blüht, friedlich hier weidet der Hirt,
Aber du hörst mit inniger Lust das Gezirpe der Grillen,
Oder des Kibitzes Schrei, trittst du zu nahe dem Nest.
Oder die Lerche, sie jubelt so hoch, du siehst nicht die Schwingen:
»Komme zu mir, zu mir!« lautet ihr fröhlicher Ruf.

Bald erscheint dir am Saume des Waldes die einsame Wohnung,
Langsam wirbelt der Rauch auf in die sonnige Luft.
Still ist und lautlos der Hof, beschattet von Eichen und Linden,
Bunt in der Kühle gestreckt liegen die Kühe voll Ruh,
Während der mächtige Wall voll struppiger Eichen und Nussholz
Heget das Feld und den Wald, hemmend den schweifenden Blick.
Ganz ungesehen im Grunde hinrinnet und murmelt das Bächlein,
Und der wachsame Hund gibt dir vom Hof das Geleit:
Geh' nicht hinaus in die Welt, in die Weite, bitten sie alle,
Bleibe bei uns und bei dir, heiter und sinnend allein.
Gehst du zum wallenden Feld, die Aehren jährlich vergehen,
Aber die Eichen rings – weisst du wie lange sie stehn?
Wallst du auf dunkelem Weg von der Wälle Gebüschen umwölbet,
Singt dir das Vögelein gern selige Leiden in's Herz.
Niemand begegnet dir, niemand vernimmst du, wenn nicht die Sonne,
Blickend über den Steg freundlich dich Einsamen an.
Wenn nicht ein Weg, tiefschattig den deinen und lautlos durchkreuzend,
Wenn nicht das schmucklose Kreuz heil'ge Gedanken dir weckt.

So schildert den stillen Reiz seiner Heimath ein Dichter, in dessen tiefem Gemüthe die Eigenthümlichkeit des Landes wie zur Blüthe sich gestaltet hat, und von dem ich noch die folgende Ballade hier einflechte, die uns zu einem andren poetischen Momente Westphalens, seinem Volksglauben hinüber leiten soll:

Auf springt aus dem Schlaf die emsige Magd:
»Die Glocke schlägt, gewiss hat's getagt!«
Auf die Haide geht sie eilend hinaus,
Zu lesen die Reiser zum Mittag aus.

Die Haide so weit, die Haide so still,
Ist klar wie am Tag: der Mond scheint nur still.
Die Haid' hat ihr silbernes Kleid angethan,
So wallend und weit, wer misst ihre Bahn?

Sie allein lebt auf Erden, sie feiert die Nacht;
Die Vögel vergassen der Morgenwacht.
Das Haidekraut flüstert einander zu;
Die Bäume, der Weg sind in tiefster Ruh.

Der Mond in der Bläue so strahlend weilt,
Als ob er bei ihr in Liebe verweilt;

Kein Wölkchen hemmt seinen schimmerden Pfad,
Tief unten nur Nacht sich gesammelt hat.

Die Maid sieht alles voll tiefstem Graus,
Sieht furchtsam zurück zum niedern Haus;
Das blinkt so glänzend im Mondenschein,
Als lebt es nun auch und für sich allein.

Da in der Helle ein Wagen erscheint:
Vier dunkele Rosse stürmen geeint;
Es kömmt kein Rauschen, es tönet kein Huf,
Und niemand lenket, kein eifriger Ruf.

Ueber die Wasser der Tiefe hinsprengt das Gespann,
Nicht rauschen, nicht kräuseln die Fläche begann;
Der Mond sieht wie sonst im Spiegel sich an:
Die Maid erstarret: da krähet der Hahn.*)

*) S. Gedichte von W. Junkmann, Münster 1836.

Was oben über Westphälischen Volkscharacter gesagt wurde, zeigt zugleich, dass unsere Heimath kein Boden ist, auf welchem eine reiche Einbildungskraft viel jener wunderbaren Blumen aufzöge, deren Samen und Keime der Seelendurst des Menschen nach geistiger Belebung des trockenen Alltagsseins in den Grund des räthselhaften Zusammenhangs zwischen sichtbarer und unsichtbarer Welt pflanzt, die zu Blüthenkronen voll betäubenden Duftes aufschiessen, wenn dichterische Phantasie sie befruchtet. Wir haben unsren Geisterglauben, wie jedes andre Volk; aber er ist nicht reich an besondren Momenten, es sind Variationen des alten Thema's, welches dämonische Mystik durch aller sinnigen Menschen Gemüth klingen lässt; grade dämonische Mystik ist es nämlich, welche hauptsächlich im Volke lebt. Das vorausgesandte Gedicht malt eine der Erscheinungen aus, die man in Westphalen erzählt: ich lasse noch eines hier folgen, da man auf diesem, einer kritischen Analyse weniger, als jedes andre, zugänglichem Gebiete am besten das Beispiel für sich selbst reden lässt. Zur Erläuterung des Gedichts muss ich nur die Bemerkung voraussenden, dass den Sarg eines Kindes nach adlichem Gebrauch

die Wappen von Vater und Mutter schmücken, Rosen und Pfeile also hier dem schauenden Freiherr seines Sohnes Sarg, Rosen allein den eignen bezeichnen müssen.

<Es folgt ohne Namensnennung der Verfasserin Annette von Droste-Hülshoffs Ballade »Vorgeschichte«>

Vor den andern deutschen Stämmen ist, glaub' ich, die Vorgeschichte, die Sehergabe der »Wicker« (von »wicken«, wahrsagen) den Westphalen eigenthümlich; es ist dasselbe, was das second sight der Inselbewohner des nördlichen Britaniens; unsre blassen Nixäugigen Seher sind ganz, was den Faroe-Insulanern ihre »hohlen Menschen«, deren Geist sich aus dem Leibe entrückt und die Zukunft als Gegenwart sieht, in deren unruhvolle Nächte, wo eine höhere Gewalt sie auf- und hinaustreibt zum Schauen, kommende Ereignisse ihre Schatten werfen. Das mitgetheilte Gedicht: »Die Vorgeschichte« schildert diesen Zustand und all sein grausiges so, dass ich nichts hinzuzusetzen habe, als die Bezeugung der zweifellosen Wahrheit ähnlicher, nicht seltener Vorkommnisse. Wer die stillen ernsten Menschen, die mit der Sehergabe behaftet sind und wie eine Qual sie betrachten, kennt und sprach, wer Augenzeuge der Erfüllung ihrer Gesichte war, dem schwinden alle die Zweifel, welche die Lösung des Wunderbaren doch nur durch ein noch Wunderbareres, die ungeheuerliche Einbildungskraft schlichter gewöhnlicher Menschen, zu bewerkstelligen wissen. – Diese Schergabe stirbt übrigens mehr und mehr aus: ganz, in aller ihrer Unheimlichkeit verkörpert, sehe ich sie nur noch durch die Tage meines Knabenalters schreiten, eine hohe gebückte Gestalt mit schmalem blassem Antlitz und starren hellgrauen Augen, die unter dem breitbeschattenden Rande eines runden Bauerhut's hervorstachen. Wir Knaben scheuten diese bohrenden Blicke, des Mannes lahme dürre Hand, mit der er doch stärker war, als alle andren Menschen, am meisten seine Scherze, denn er stack

voll schnackischer Einfälle, als ob die Heiterkeit seiner Tage das Grauen seiner Nächte übertäuben solle, die ihn unter den Apfelbaum hinter seiner Hütte hinaustrieben, am Horizonte ein flammendes Dorf, in seiner Nähe das Vorüberbewegen eines lautlosen Leichenzugs zu sehen, während weit in die nächtliche Haide hinaus das Geheul seines Hundes erscholl, der seines Herrn Gabe theilte.

Literarische Zusammenarbeit mit der Droste

Ein Mal in der Woche kam die alte Botenfrau und brachte einen Brief, ein Packet mit durchlesenen Büchern von Annette von Droste, worauf ich durch eine Sendung von neuen antwortete; ein Mal in jeder Woche auch, am Dienstage, wanderte ich nach Tisch zu ihr hinaus, über Ackerkämpe, kleine Haiden und durch ein Gehölz, an dessen Ende ich oft ihre zierliche kleine Gestalt wahrnahm, wie sie ihre blonden Locken ohne Kopfbedeckung dem Spiel des Windes überließ, auf einer alten Holzbank saß und mit ihrem Fernrohr nach dem Kommenden ausblickte. Ich wurde dann zunächst in ihrem Entresolzimmerchen mit dem klassischen westfälischen Kaffee gelabt, ein Teller mit Obst stand im Sommer und Herbst daneben – eine kleine Streiferei in der nächsten buschreichen Umgebung des Hauses wurde dann gemacht; zu dem ihrem Bruder gehörenden alten Hause Schenking z. B., wo von der Pächterin ein frisches Gänseei requirirt wurde, das Annette mit einem verwegen starken Zusatz von Zucker zu einem vortrefflichen Crème verarbeitete und das verzehrt wurde im Schatten irgend einer alten Wallhecke oder Eichengruppe. Sie führte dabei zumeist ihren leichten Berghammer bei sich, und wir kehrten selten heim, ohne daß mir alle Taschen von allerlei Kieseln und Feuersteinen und anderen Raritäten gestarrt hätten – aber ich erinnere mich nicht, daß eines dieser kostbaren Dinge je zu etwas Anderem gedient hätte,

als später genauer gemustert und wieder zum Fenster hinausgeworfen zu werden. Wenn schlechtes Wetter oder gar Winterschnee diese Streifereien unmöglich machten, flossen die Stunden nicht minder darum mit Windeseile vorüber, verplaudert in dem stillen Stübchen, das Annette ihr »Schneckenhäuschen« nannte und das so bürgerlich schlicht eingerichtet war wie möglich. »Ein Instrument«, so schildert eine Freundin Annettens sehr gut den Raum, noch aus der Kindheit des Clavierbaues stammend, das wegen seines leisen Harfentones sich besonders zur Begleitung des Gesanges eignete und deshalb von der Dichterin sehr geliebt wurde, stand neben einem großen häßlichen Sopha und einem unpolirten Tische; auf demselben befanden sich stets mehrere Porzellanschalen mit frisch gepflückten Feldblumen und Haidekräutern. Ein Schreibzeug hatte kümmerlich zwischen ihnen Raum; Briefcouverts und Papierschnitzel lagen daneben, um zu Concepten für die herrlichen tiefsinnigen Gedichte verwendet zu werden. Mit völlig unleserlichen kleinen eigensinnigen Buchstaben wurden diese niedergekritzelt, eine Runenschrift, die von der Schreiberin selbst kaum entziffert werden konnte. Auf dem großen schwarzen Sopha pflegte sie mit untergeschlagenen Füßen zu sitzen, um abwechselnd zu träumen, zu dichten und zu schreiben. Wenn ein Besuch zu den Auserwählten ihres engen Kreises gehörte, also die Hausgeister der Behaglichkeit und Zutraulichkeit nicht verscheuchte, blieb sie ihrer kauernden Stellung getreu, und man durfte sich am Fußende des großen Sophas ebenfalls bequem einrichten, um ein unvergleichliches Plauderstündchen mit ihr zu feiern. Man mußte immer wieder von Neuem mit einem Gemisch von Staunen, Bewunderung, Ergötzen und liebender Verehrung in ihr merkwürdiges Sibyllenantlitz schauen. Schon hatte das nahende Alter seine Netzlinien in die feine Haut gezogen; aber das goldene Haar glänzte noch ohne Silberfäden, und das blaue Nixenauge, das in die Geisterwelt hinüberzusehen schien, hatte noch jugendli-

chen Glanz. – Es wurde bei unseren Plaudereien Abend, es wurde Nacht, und nun wiederholte sich oft ein Phänomen, welches etwas vom Reiz des Spukhaften hatte. Unter dem Zimmer von Annette befand sich das Gesindezimmer, worin in den Abendstunden die Beschließerin und die Hausmagd ihre Spinnräder drehten, während Hermann, der Knecht, und Trimm, der schwarze zottige Hausköter, ihnen Gesellschaft leisteten. Das Schnurren der Räder, das Wechseln der Stimmen war den ganzen Abend hindurch in dem darüber liegenden Zimmer deutlich vernehmbar. Gegen sieben Uhr verstummte es, die Leute nahmen ihre Abendmahlzeit ein und rüsteten sich dann, zur Ruhe zu gehen – aber seltsam, wenn sie längst sich zurückgezogen hatten, wenn nach und nach eine immer tiefere Stille, ein lautloses Schweigen in die Räume eingezogen war, begann das Räderschnurren, das dumpfe Stimmenwechseln von Neuem – zumeist von uns unbeachtet, weil eben das Geräusch ein so gewohntes, vertrautes war, bis die Seltsamkeit der Erscheinung plötzlich dem Einen oder Anderen von uns auffiel, auch wohl eine da unten vorgenommene Untersuchung Alles wieder todtenstill machte und uns unsere ›Gehörhallucination‹ zeigte.

Annette von Droste erzählte sehr gern und erzählte vortrefflich, und wie es bei zwei Leuten, welche von der Natur mit einem bedeutenden Organ für das Wunderbare heimgesucht waren, natürlich, wandten sich diese Erzählungen nicht selten allerlei Geschichten aus dem Gebiet des Visionären und der Geisterwelt zu, und hatte einen um so größeren Reiz, weil wir Beide, Zuhörer wie Erzählerin, uns selber nicht recht im Klaren darüber waren, ob wir an die Wahrheit und Wirklichkeit dieser Erscheinungen und Thatsachen aufrichtig glaubten oder nicht; es war diesen Dingen gegenüber eine Gemüthsstimmung, ein Glaube in uns, der einer jener Weiherblumen glich, die darum nicht weniger berauschend duften, weil sie nicht im festen Boden wurzeln, sondern mit ihren zarten gebrechlichen Fäden tief

im beweglichen und schwankenden Grunde des Wassers. Der Wunderglaube, genährt durch unzählige Geschichten von Vorgeschichten und second sight-Erlebnissen, gehört jedenfalls einmal zu den Besonderheiten des heimischen Stammescharakters – und es hat mich noch jüngst gefreut, in einer großen Gesellschaft inmitten einer geräuschvollen Weltstadt, in einen stillen Plauderwinkel zurückgezogen, darüber die rührendsten Geständnisse tauschen zu können mit dem größten plastisch bildenden Künstler, den Westfalen hervorgebracht hat, und in dessen Phantasie aus der Jugendzeit Phänomene und seltsame Mären haften geblieben waren, genug, um ein ganzes Buch zu füllen.
Wovon aber niemals zwischen uns die Rede war, das ist der religiöse Glaube oder gar kirchliche Fragen. Annette klammerte sich, wie es ihr »geistliches Jahr« beweist, mit einer krankhaften Seelenangst vor den schwindelerregenden Abgründen, die die Skepsis vor uns aufreißt, an den kirchlichen Glauben an, weil sie seiner bedurfte, und war überzeugt, daß die Welt seiner bedürfe. Aber sie scheute es, dem Glaubensstoff selber mit forschenden Blicken und kritischem Auge nahe zu treten; sie sprach nicht davon, sie ließ es ruhig zu, daß ich mich damals in Strauß' Leben Jesu vertiefte, sie ließ Jedem seine Meinung, so lange diese nur mit Pietät gegen den Glauben der Väter sich vertrug – so lange war ihr Jude, Türke und Christ völlig gleich und jedes religiöse Thema ein noli me tangere. Auch hat sie sich nie auch nur eine Minute lang einer Sorge um mein Schicksal in der anderen Welt hingegeben – weit mehr der um mein Schicksal in dieser und um meine Unbekümmertheit, was die Erringung irgend einer Stellung, das Eintreten in irgend eine bestimmte Laufbahn anging.

***

Ich würde den geneigten Leser mit der Geschichte meiner Arbeiten aus dieser Zeit verschonen, wenn ich nicht des

Antheils erwähnen müßte, den Annette von Droste daran nahm. Zunächst galt es in jenem Winter von 1840 und 1841 möglichst schnell das Buch über Westfalen herzustellen; und in der That, ich hätte diese Aufgabe nicht lösen können ohne die lebhafte Theilnahme Annettens daran. Das Land nach allen Richtungen hin zu durchziehen, um noch unbekannte Striche aus eigener Anschauung kennen zu lernen, dazu war nicht die Zeit gelassen, auch begann der Winter es unmöglich zu machen. Hier half eben Annette; sie kannte von früheren Aufenthalten auf Gütern der Verwandten jene Punkte, und so schrieb sie mit ihrer kleinen, oft mikroskopisch feinen Hand ganze Blättlein dazu, die in der Abschrift ganze Bogen wurden. Dann gab sie den Sagen- und historischen Stoffen, welche sich dazu zu eignen schienen, mit ihrer unvergleichlichen Leichtigkeit der Production die poetische Form, in welcher diese Bearbeitungen später in ihren Gedichten erschienen sind. Und so kann man das Buch entstanden nennen aus einer Zusammenarbeit von Freiligrath, dem freilich nur die erste Lieferung angehört, Annette von Droste und mir.

Diese werkthätige Theilnahme Annettens setzte sich fort für meine nächsten Arbeiten. Sie besaß unter ihren wenigen Büchern, die aus einigen alten Schweinsleder-Bänden bestanden, eines, betitelt: Het Treur-Tooneel der doorluchtige Mannen onser Eeuwe, waerop den val der grooten levendigh vertoont wordt. t' Amsterdam 1650. Aus dieser Fundgrube von Geschichten abenteuerlicher und leidenschaftlicher Natur, wie sie den Geist des 17. Jahrhunderts characterisiren, entnahm ich das Motiv einer Erzählung, »Der Familienschild«, welche in zwei Abtheilungen im Cotta'schen Morgenblatt erschien. Von dieser Arbeit schrieb sie ein beträchtliches Stück des zweiten Theils – ich kann jetzt selbst nicht mehr meine geringen, zur Abrundung hinzugefügten Zuthaten von dem, was sie verfaßt, unterscheiden; und als ich alsdann einen Roman zu schreiben unternahm, der unter dem Titel »Eine dunkle That«

(Leipzig, 1846) erschienen ist, fügte sie ihm die reizende Schilderung eines Stiftsfräuleins in ihrem alten Curiengebäude ein, die etwa von Seite 63 bis 100 dieses Buches reicht. Ihr Gedicht »Meister Gerhard, ein Notturno«, entstand dann, um als Beisteuer zu jener Romantik zu dienen, die mir die Idee der Vollendung des Kölner Doms entlockte, und die ich als die schlimmste der literarischen Jugendsünden einer verhängnißvollen Schaffenslust betrachte.

Auszug aus »Der Familienschild«

Unfern des in unsern Tagen so bekannt gewordenen Forts Ham in der Picardie lag im siebzehnten Jahrhundert eine Burg, oder besser, eine Art ritterlichen Manoirs, das den Namen Moyencourt führte. Es war von einer Waldebene umgeben, die bis an die Ufer der Somme zwischen Amiens und Peronne gen Norden sich dehnte und südlich in die Gegend von Noyon hinauszog; und wenn nicht durch die Natur befestigt, hatte es doch seine schützenden Vorrichtungen gegen die Besuche ungeladener Gäste in einer starken Ringmauer mit zinkengekrönter Brustwehr und einem breiten Graben, der die Gebäude, Höfe und schmalen Gärtchen der Besitzung umschloß. Moyencourt sah mit einem Air heruntergekommener Aristokratie in die stillen Holzungen hinaus; Zugbrücke, Tor, Wappen und Giebel prangten noch mit allem Stolze der Seigneurie, aber verwittert und von Moosausschlägen übergrünt, und auf dem Hofe hatte eine höchst bürgerliche Wirtschaft Holzvorräte aufgehäuft, einen Verschlag für eine Ziege angebracht und eine Schaar Hühner aufgezogen. Auch erinnerten sich die ältesten Leute nicht, daß Moyencourt von seiner Herrschaft bewohnt worden sey; sie lebte seit undenklichen Zeiten auf Chateau Mussard in der Bretagne und ließ einen in den Unruhen der Fronde zum Invaliden geschossenen Diener

unter dem stolz klingenden Titel eines Seneschall auf dem entlegenen Gute hausen.
Dieser Seneschall von Moyencourt, Adhemar Derepont oder Faineant, wie ihn der Witz der Dörfler in dem keine zwanzig Minuten vom Manoir entfernten Oertchen nannte, hatte in dem verlassenen Gebäude, für dessen Erhaltung nichts mehr verwandt wurde, dessen meiste Grundstücke und Zubehörungen schon seit den Zeiten der Jungfrau Johanna als antichretische Hypothek dienten, wenig Mühverwaltung und ein gar bequemes Leben; eigentlich hatte er gar nichts zu thun und dazu einen Knecht, »der ihm half«. Bei dem Thätigkeitstriebe, den man als charakteristisches Merkmal französischer Art zu nennen pflegt, hätte eine solche Stellung Adhemar unerträglich seyn müssen; aber er wußte durch eine besondere glückliche Gemüthsanlage sich zu trösten und manche bescheidene Freude der harmlosesten Art in seinem Amte zu finden. Denn erstens hatte der Seneschall den ganzen Tag über Zeit, sich lediglich als den Repräsentanten des très-noble et très-puissant seigneur, Gaston Gervais Gilbert Seroy, Baron de Mussard de Moyencourt zu betrachten, und darin lag für den alten Frondeur ein so erhebendes Gefühl, daß er nicht umhin konnte, ihm sehr oft Worte zu geben und dabei auf den uralten Glanz des Hauses de Mussard überzugehen, welches eigentlich aus Isle de France stamme und von dem Austrasier Maussadis sich herschreibe, so einer der Ritter gewesen, auf deren Schultern, in einem silbernen Schilde stehend, Dagobert II. vor allem Volke zum König erhoben sey. Zweitens verstand Adhemar den glücklichen Fund einer kleinen Arbeit so gut zu benutzen, daß jedesmal mindestens eine Woche verfloß, bis er sie ganz vollendet erklärte, und François, sein Gehülfe, der gähnend hinter ihm zu stehen pflegte, der Empfehlungen von Ruhe, Bedachtsamkeit und reiflicher Ueberlegung zu und bei jedem Dinge überhoben war.

»Der Vormittag wird morgen darüber hingehen, daß ich das große Messer schleife, und am Nachmittage werde ich mit Gottes Hülfe wohl mit dem Schärfen der Axt fertig«, sagte Adhemar, als Beide eines Abends in der Kammer des Seneschalls vor einem Kamine saßen, dessen Flammen trotz des Frühlingswetters verschwenderisch aus der ihnen auf Discretion zur Benutzung überlassenen Holzung um Moyencourt genährt wurden. »Wir können dann übermorgen zum Werke schreiten.« – »Mit Gottes Hülfe«, sagte François, indem er eine vor ihm stehende Mäusefalle, die er eine halbe Stunde lang betrachtet hatte, mit dem Fuße auf die andere Seite drehte, um an dieser seine tiefsinnig schweigsamen Beobachtungen fortzusetzen. – »Vorausgesetzt,« fuhr Adhemar fort, »daß du morgen mit der Reparatur der Mäusefalle, welche du nachgerade für nöthig hältst, zu Ende kommst.« – »Es war in der Woche vor Weihnachten, daß ich die letzte fing,« sagte François mit einem Seufzer; »seitdem haben sie jede Nacht den Speck herausgefressen!« – »Und ferner vorausgesetzt«, sprach Adhemar, »das Wetter bleibt gut, damit du dich nicht erkältest, François, wenn du den Draht aus dem Dorfe zu holen gehst.« – François fuhr mit der breiten Hand sacht über seine zufallenden Wimpern. – »Geh jetzt zu Bette, François,« sagte Adhemar; »der müde Arbeiter ist der Ruhe werth. Steh nicht so früh wieder auf wie heute; die Jugend muß sich ausschlafen. Als ich in deinem Alter war, da mußt' ich Winter und Sommer um vier zu den Pferden in den Stall; ich weiß aus Erfahrung, wie beschwerlich und unangenehm das frühe Aufstehen ist, und wollte, du glaubtest mir auf's Wort, François, und bliebest liegen.«

Nachdem das Messer geschliffen und die Axt geschärft war, beschloß Adhemar an einem Morgen, der ihm in jeder Hinsicht durch seine Heiterkeit, Windstille und anmuthigen, nicht zu grellen Sonnenschein passend und förderlich schien, an das so reiflich vorbereitete Werk zu gehen. Er trat aus der Halle von Moyencourt auf den Perron der

hohen Haustreppe hinaus, legte sein Gerät auf die Balustrade und glättete sein langes, schwarzes Tuchwamms, das eine vom Halse bis zum Knie laufende dichte Reihe silberner Knöpfe zierte; und nachdem noch die Gürtelspange fester geschnallt war, ließ er sein schmal geschlitztes, in's Grünliche schillernde Auge über den fast dreieckigen Burghof gleiten. Er kehrte mit der befriedigenden Ueberzeugung zurück, daß Alles gut und in gewohnter Unordnung war. François saß in einem Winkel auf einem Haufen zerklaubten Holzes und schien aus dem bloßen Gefühle des Daseyns und der Einwirkung des vortrefflichen Wetters die Empfindung von Heiterkeit und allseitiger Zufriedenheit mit seinem Zustande zu schöpfen, in welcher er zu dem blauen Himmel und den gewundenen Röhren der hohen Essen hinaufblickte. Er erhielt den Befehl, eine Leiter hervorzubringen. Es wäre Verläumdung, zu behaupten, daß nun mehr als eine halbe Stunde noch verflossen, ehe man hätte inne werden können, worin Adhemars Vorhaben eigentlich bestanden.

Ungefähr um so viel Zeit jedoch mochte der Zeiger an der Uhr im Thorthurme weiter gerückt seyn, als die hagere, lange Gestalt des Seneschalls mit ihrem Gesichte vom entschiedensten Henry-Quatre Typus endlich die Höhe der Leiter einnahm, welche auf den Perron der Haustreppe gestellt war und unter dem Wappenschilde über der Thüre sich anlehnte. Unten stand François und stützte sie zu größerer Sicherheit mit der ungemessenen Breite seines Rückens, indem er den Hühnern zuschaute, die in einem Haufen Kehrsand sich badeten und von Zeit zu Zeit langsam den Kopf zur Seite neigte, so oft Adhemar oben eine Moosflocke von den Quartieren des Steinwappens auf seinen breiten Strohhut fallen ließ. Denn das Unternehmen des Seneschalls war kein anderes, als das Moos, den Steinbruch und die Wucherpflanzen, so seit Jahren auf den Feldern, Fluchten und Zimieren dieses heraldischen Prachtstücks sich eingenistet hatten, zu entfernen, den Colonisa-

tionsversuchen der Schwalben und Spatzen, die über und unter demselben sich angesiedelt, ein gewaltsames Ende zu setzen, und endlich eine junge Fichte, welche von irgend einem vagabundirenden Finken im Keime dorthin verpflanzt seyn mochte, und fröhlich jetzt in die heitere Luft aufstieg, mit der Axt abzuhauen. Zugleich benutzte Adhemar die Gelegenheit, von den Staffeln herab wie ex cathedra den Reichthum seiner genealogischen und heraldischen Kenntnisse zu entfalten, indem er die Bedeutung des Familienwappens nach bestem Wissen und Verstehen auseinanderzusetzen sich bemühte.

»Hab' ich nicht gesagt, François, daß, wenn ich dies untere Feld vom Moos gereinigt, von oben nach unten laufende Striche zum Vorschein kommen würden? Nun sieh! das bedeutet einen rothen Schild. Merke dir das, François, damit man nicht sage, du habest nutzlos so lange mit dem alten Derepont zusammengelebt. Solche Striche bedeuten roth.« – »Roth!« sagte François, ohne aufzublicken. – »Nichtsdestoweniger,« nahm der Seneschall wieder das Wort, »bist du ein äußerst dummer Mensch, wenn du sagst, dieser Schild mit den von oben nach unten laufenden Strichen sey roth. Du mußt sagen: »Er ist gueule«. Das ist der rechte Ausdruck.« – François schien nichts dagegen einzuwenden zu haben, ob der Schild roth, gueule oder aschfarben sey; nach einer guten Weile aber warf er den Kopf in den Nacken und fragte: »Wenn nun aber die Striche von unten nach oben laufen?« – Der Seneschall wandte sich auf seiner Leiter um, steckte sein Messer in den Gurt und sah verwundert in das auf einer der Staffeln liegende, zu ihm emporschauende Haupt des Knechtes. – »Von unten nach oben? Ja, das ist freilich eine Frage, um einen verwirrt zu machen. Ich denke, es ist am besten, du sinnst selbst darüber nach.« – Er fuhr in seiner Arbeit fort. »Dies ist der Helm für das Feld von Gueule; das Zimier besteht aus zwei Adlerflügeln. Merke dir das, François!« – »Adlerflügeln,« sagte François. – »Nichtsdestoweniger wärst du

nicht viel besser als ein Dummkopf, wenn du sagst Adlerflügel, François: du mußt sagen »Fluchten«.« – »Aber zum Henker, Messire Adhemar, ihr führt ja die Leute irre mit euren Flügeln und Fluchten!« – »Thut nichts, mein Sohn, je edler die Wissenschaft, desto dornenvoller ist der Weg zu ihr; und diese ist die edelste, das steht fest. Sieh, das hier ist der Mohrenkopf der Montmorencys. Du weißt, die Montmorencys sind die ältesten Edelleute der Christenheit: ein Montmorency kommandierte, wie das jedes Kind in Frankreich dir sagen kann, als Kapitän die Gendarmerie, als unser Herr und Heiland Jesus Christ gekreuzigt wurde; woraus deutlich abzunehmen, welch altes Geschlecht die de Mussards sind, daß sie den Schild der Montmorency mit in den Quartieren ihres Wappens führen. Dieses hier ist der Herzschild; die goldne Haarlocke im purpurnen Felde, was die schrägen Striche von der Linken zur Rechten andeuten, ist die Locke, welche Chilperich III., dem der kleine Pipin den Kopf hatte kahl scheeren lassen, einem Ahnherrn unseres Hauses schenkte, als er in's Kloster zu Soissons abgeführt wurde.« – »Hatte er denn da noch Locken zu verschenken, als er kahl geschoren war?« – »Das ist eine kindische Frage, François; glaubst du, die Wissenschaft bestehe darin, gegen die Einwendungen eines Perückenmachers gerüstet zu seyn?«

Es war Abend geworden, bis der Seneschall mit seiner Arbeit zu Ende gekommen; die Sonne stieg hinter den fernen Waldungen am Horizonte nieder, und lag wie Purpur auf den kleinen bleigefaßten Scheiben, wie ein goldner Glast auf den weißen Essen, den Giebeln und Creneaux des Manoir. Einer ihrer Strahlengüsse schimmerte auf dem gereinigten Wappenschilde; Messire Adhemar hatte seine Axt auf die oberste Staffel der Leiter gehängt, und beugte nun, mit beiden Händen an dem Architrave über der Hausthüre sich festhaltend, den Oberkörper zurück, um sein Werk zu überschauen: es war ihm, als ob das scheidende Sonnenlicht jetzt durch eine mächtige weiße Wolkenbildung einen

eigenen geisterhaften Glanz auf die ganze heraldische Herrlichkeit würfe, auf den Mohrenkopf der Montmorency's, die goldene Locke des unglücklichen Merowingers und all den feingemeißelten Zierrath. »Gott segne dich, du tapferes und stolzes Haus,« sagte mit einer Art von Rührung der alte Diener der de Mussards, »Gott segne dich bis in ferne Geschlechter hinab! Deine Locke ist älter, als die Lanzenspitzen der Valois und der Navarreser sind, woraus sie ihre Lilien gemacht haben; möge sie noch glänzen und prangen, wie das Gold vor dem Eisen prangt, auch wenn jene längst verrostet sind, und Niemanden mehr ein Leides thun! Da, nimm die Axt an, François.« […]

Am Bodensee

[…] Es war eine schwere Aufgabe, von der Literatur leben um die Zeit von 1840. Bücher hat man ja nie gekauft in Deutschland – es gehörten damals gar Jahre dazu, bis von Immermanns Münchhausen 400 Exemplare abgesetzt waren – aber damals kaufte man auch keine Journale und keine Zeitungen. Heine rühmt in seinen Briefen aus Berlin (1822) dem Gubitzschen »Gesellschafter« nach, er habe es als das beste und gehaltreichste Blatt Deutschlands zu einem Absatz von 1500 Exemplaren gebracht; 1840 war das Cotta'sche Morgenblatt jedenfalls das vornehmste und bestredigirte; aber selbst unter der Leitung Hermann Hauffs, des geistreichen und gelehrten Bruders von Wilhelm Hauff, hat es dies Journal, ich glaube, nie zu 2000 Abonnenten gebracht! Die Honorare waren demgemäß äußerst schwach. Unter diesen Umständen durfte man nicht bettelstolz und arbeitscheu, nicht wählig und eigensinnig sein und sich darauf versteifen, blos seinem »inneren Genius« gehorchen und nur das schreiben und schaffen zu wollen, wozu man Drang und Stachel in sich fühlte; man mußte das begeisterte Ergriffensein von irgend einem Stof-

fe, einem Gedanken in sich zu beherrschen wissen, um, wenn Herr von Gotta dazu aufforderte, Briefe für die allgemeine Zeitung oder Correspondenzen für das Morgenblatt zu schreiben. Es wäre thöricht, solche Lohnarbeit des Schriftstellers entwürdigend nennen zu wollen. Um leben zu können, sind Uechtritz und Immermann Landgerichtsräthe gewesen, und ein Dutzend Andere haben sich in Staatsämtern mit der Lohnarbeit in ihren Acten geplagt; Grillparzer hat viel dichterische Weihestunden seinen Archivalien opfern müssen und Platen Rekruten exercirt; wie viele gepriesene Männer sind aus dem Staub und Qualm dumpfer Schulstunden oder Auditorien, worin sie sich mit einer stumpfsinnigen und hartköpfigen Jugend abzuplacken hatten, »Abends auf den Helikon« gestiegen! Selbst Schiller hat sich der bestellten Lohnarbeit unterziehen müssen, und was Lessing in dieser Beziehung geleistet, darüber unterrichtet Simes uns. »Ich dien'«, ist heute noch auf dem Wappenschilde des Prinzen von Wales zu lesen – einst war es der Wahlspruch, worin der Geist des Ritterthums sich zusammenfaßte –, und ich habe damals, wenn ich einem Verleger oder Redacteur diente, meine Sosier nicht viel schlimmer gefunden, als mancher mittelalterige Lehnsherr auch sein mochte. Mit solcher Fügsamkeit, gesellt zu jugendlichem Gott- und Selbstvertrauen, ließ sich das Leben denn so gestalten, daß seine Sorgen nichts unmittelbar Hemmendes und Störendes haben konnten. In der blauen Nebelferne der Zukunft sah ich zwar weder goldene Berge, noch setzte ich mir große Ziele des Ehrgeizes, »des Schweißes der Edlen werth«; aber ich lebte wohlgemuth in die Zukunft hinein, mit Selbstvergessenheit dem objectiven Stoff, der mich beschäftigte, hingegeben mit jenem Mangel – oder mit jenem Uebermaß? – an Ichsucht eines richtigen Westfalen, der von der Welt nichts verlangt, aber auch nicht von ihr gehört sein will. Die Stunden der Nachmittage wurden auf langen einsamen Spaziergängen durch die der Stadt zunächst liegenden Wälder zugebracht, die Aben-

de im kleinen Zimmer bei der Studirlampe mit der Aufgabe, irgend eine Begeisterung in Vers und Reim zu bringen, ein Drama aufzubauen, irgend ein neues Buch zu verschlingen. Darüber vergaß ich die Welt und ihre Bedingungen.

Auf der Meersburg

Damit kehr' ich zu meiner mütterlichen Freundin zurück und zu dem sehr erfreulichen Gedanken, den Annette von Droste mir im Sommer 1841 mittheilte. Es war bestimmt, daß sie den Winter bei ihrer Schwester auf der jetzt von ihrem Schwager Laßberg erstandenen und bezogenen Meersburg am Bodensee zubringen sollte, und sie machte mir klar, daß ich recht wohl ihr dahin nachfolgen könne, wenn ich übernehmen wolle, die reiche und durch ihre Schätze berühmte Bibliothek ihres Schwagers zu katalogisiren; ich war von Herzen damit einverstanden, und nachdem sie im August aufgebrochen, rüstete auch ich mich zur Reise gen Süden. [...]
Es war dunkel geworden, als ich, von dem reizenden alten Reichsstädchen Ueberlingen herkommend, vor dem Posthaus im oberen Meersburg abgesetzt wurde; in nächtlichem Dunkel schon schritt ich über die Holzbrücke, welche über den tiefen, in die Felsen gehauenen Burggraben des alten Schlosses an das Burgthor führt. Unten in der Tiefe rauschte eine Mühle, glänzten die Lichter des am Seeufer liegenden unteren Theiles des Städtchens und drüber weithin leuchtete im Sternenlicht wie matter Stahl die Fläche des Bodensees. Ein alter Burgwart öffnete das Eingangspförtchen; sein Laternenlicht fiel in dem langen niederen Thorgewölbe, das ich betrat, auf eine Tafel mit einem großen Beil über einer ausgestreckten Hand und der Unterschrift »Burgfrieden«, und dann in die tückischen Augen eines schwarzen Hatzrüden, der mich höchst mißtrauisch an-

schnupperte. In den Hof herab, der sich gegen den See hin öffnete, fiel der Lichtschein der erhellten Wohngemächer im ersten Stock des Burggebäudes; im Inneren führte eine Holztreppe zu ihnen empor, und ich stand bald vor dem alten Freiherrn, dem letzten zu Ritter geschlagenen Manne im römischen Reiche und berühmt als »Meister Sepp von Eppishusen« bei allen schwäbischen Geschichtsfreunden und bei allen Germanisten in deutschen Landen. Eine hohe, trotz seiner Jahre sich straff aufrecht haltende Gestalt mit einem schönen, ausdrucksvollen Kopfe, mit edlen, aber mehr strengen und verschlossenen als offenen Zügen, mit weißem Haar unter einem rothen Käppchen und in einem grünen Schnürrock erhob er sich von einer Tric-Trac-Tafel, an der er mit einem Bekannten aus dem Städtchen spielte, und bewillkommnete mich freundlich, mit der aristokratischen Hand seinen dünnen weißen Knebelbart zupfend. Wie ganz zu seiner Burgfrau geschaffen, stand sein Gemahl neben dem alten siebzigjährigen Ritter – ebenfalls eine hohe schlanke Gestalt mit schwanenhaft vorgebeugtem Hals und seinen edlen Zügen, nicht im mindesten der Schwester Annette ähnlich; Niemand in der Welt hätte sie für desselben Blutes Kinder gehalten. Die letztere kam, schwer athmend wie immer, wenn es für sie Treppen zu ersteigen galt, aus ihren Gemächern herüber; dann tauchten noch zwei kleine Mädel von fünf oder sechs Jahren auf, des alten Herrn Zwillingstöchterchen, und darauf beschränkte sich der Kreis der Insassen der weiten alten Schloßburg.

Es gab eine Welt von neuen Eindrücken zu verarbeiten in den nächsten Tagen – eine ganz fremde und eigenartige Welt; Naturscenerien großartigster Schönheit, beim volltönenden Klange großer Namen erstehende Gestalten der Vergangenheit; bei jedem Anlaß sich ergebende bedeutungsvolle Beziehungen zu verehrten Männern der Gegenwart. Da war das schwäbische Meer, zu dessen Fluth sich die Thürme des alten Kostnitz spiegelten wie das Gelände des blühenden Thurgaus, wie die Alpenkette der »sieben

Kurfürsten« und des Säntis; da unten links stiegen die blauenden Höhen des Vorarlberges und Räthiens auf, zwischen denen durch die Cäsa piana lugte, rosig im Abendroth verdämmernd, verlockend an die Zauber Italiens mahnend; da unten rechts glänzte die Mainau und barg sich dem Auge die Reichenau mit der Grabstätte eines deutschen Kaisers; Sanct Gallen, Hohenems, Lindau, Arbon, das Haus der gewaltigen Montfort, die Burgen der Werdenfels, die zahlreichen Sitze berühmter Minnesänger – das Alles lag in dem culturhistorischen Rayon der alten Meersburg, stand voran in den Interessen ihres Besitzers. Und die alte Burg selber, war sie nicht von Dagobert, dem Frankenkönige, gebaut, war nicht an ihrem uralten Belfried der Hammer Karl Martells zu sehen, hatte sie nicht zu dem Stammgut des hohenstaufischen Hauses gehört und war eine Zeit lang bewohnt worden von dem vielbesungenen jungen König Conradin, kurz ehe er sich rüstete zu seinem Zuge über die Alpen? […]

Eine solche Umgebung war ganz geeignet, eine romantische Stimmung wachzurufen und mittelalterliche Schwärmereien zu entzünden, denen sich dann reichste Nahrung darbot in den pfeilergetragenen Gewölben und runden Thurmzimmern der Burg, worin die Bibliothek Aufnahme gefunden hatte, welche neben dem berühmten Nibelungen-Codex, dem ältesten und reichhaltigsten aller, den die Germanisten mit dem Buchstaben C bezeichnen, als sei er der Codex par excellence, eine Anzahl anderer wichtigster Handschriften, klassischer Autoren, mittelhochdeutscher Dichter, Chroniken, Evangeliarien u. s. w. enthielt. Der alte Freiherr mußte nach solchen Schätzen sein Leben lang gefahndet haben mit dem Eifer eines Renaissance-Menschen, wie Aeneas Sylvius, Petrarca und Poggio Braccolini; auch war fast sein ganzes Vermögen in diese Sammlung gewandert, welche jetzt von nah und fern, von zünftigen Gelehrten und Dilettanten in Alterthumskunde und germanistischer Wissenschaft besucht wurden, die, herzli-

cher Bewillkommnung und gastlicher Aufnahme sicher, auf der alten Meersburg ein- und ausflogen wie die Schwalben, und denen der alte Herr mit rührender Unermüdlichkeit seine Unterstützung bei ihren Studien, seine Beihülfe aus dem reichen Schatze seines Wissens gewährte.

Ich war noch nicht lange von ihm in die Geheimnisse der Bibliothekwissenschaft, in die Methode des Katalogisirens eingeweiht, als er eines Tages in die Bibliothekräume herabkam, begleitet von einem Herrn, der seiner ganzen äußeren Erscheinung nach den Eindruck eines bedächtigen, nachdenksamen Technikers machte, einem Manne von mittlerer Größe, unschönen Zügen und scharfsichtigen, lebhaften kleinen Augen, dem man es wahrlich nicht ansah, daß vor Kurzem in dem deutschen Seehafen, den er um seiner Forschungen willen eben besucht (Kiel), alle Schiffe ihm zu Ehren ihre Flaggen gehißt, daß auf seiner Rheinfart die Dampfer ihm beim Betreten ihres Verdecks mit Salutschüssen empfangen hatten. Der stille, an sich haltende Mann, der Gedichte wie des Sängers Fluch machen, aber sicherlich niemals in seinem Leben etwas, das einem Fluch auch nur entfernt ähnlich sah, hat über seine Lippen bringen können, war Ludwig Uhland. Ich konnte mich – auch später bei Tische – in die absolute, gar nicht aus dem Geleise zu bringende wortkarge Ruhe des berühmten Mannes nicht finden, der sich auch dann nicht erwärmte, wenn die ihn offenbar am intensivsten beschäftigenden Gegenstände zur Sprache kamen, und fand die mancherlei Anekdoten jetzt sehr glaublich, welche man zur Charakteristik der Wirkung seiner Persönlichkeit auf Fremde erzählte. Als er einst die schöne Burg Lichtenstein lange sinnend betrachtet, unter welcher damals in der Thalschlucht eine Papiermühle angelegt war, hatte ihn ein Bauerfrauchen endlich angeredet und gefragt: »Er ist auch wohl ein Papiermacher?« Uhland hatte darauf geantwortet: »Das nicht, liebe Frau, Papier machen kann ich nicht, aber verdorben hab' ich schon vieles!«

Uhland blieb den Tag über auf der Meersburg, redete in seiner bedächtigen Weise einige Male mit mir, ein wenig, aber nicht viel mehr mit Annette von Droste und schied am andern Tage wieder; ich aber schrieb und reimte über diese merkwürdige, von solchen Gästen besuchte Meersburg ein langes Gedicht. […]

»Die Meersburg«

Conradins Sitz um 1262 und 1267.
1842.

I.

Hoch über Felsen ist sie aufgebaut
Am Seegestad, daran die Wogen schlagen;
So hoch – was über ihr die Wolke braut,
Scheint sie mit grauen Zackenreih'n zu tragen.

Inmitten steht, den Dagobert gesetzt,
Der Thurm in dem der Schild Martells geklungen;
Ein fest Gemäu'r, so stark und unverletzt,
Als ob es sein Jahrtausend übersprungen.

Durch seine Scharten schau ich in das Land,
Weit, weit hinaus, auf sonn'ge Uferstrecken,
Den frischen Blumenkranz rings um den Rand
Von diesem ungeheuren Silberbecken.

Die stillen Schiffe seh ich, wie sie sacht
Segel und Masten unter'm Winde neigen;
Wie einen Mast, daran die Wolke flaggt,
Seh ich das Alphorn in die Lüfte steigen.

Und diese Burg: ein fabelhaftes Haus,
Als ob's ein Mönch gemalt in seinen Psalter!
Mich überwölbt die Decke dieses Bau's
Mit bunten Träumen aus dem Mittelalter.

Ein Hornesstoß! – es rasselt unter'm Thor,
Die Sporen klirren auf den Wendelstiegen.
Dort, auf der Warte wehet, hoch empor,
Und schlägt die Lüfte, die den Habicht wiegen,

Des jungen Conradin Panier; es steht
Der Sonnenstrahl in seinen goldnen Falten.
Er kommt! – Er hat dem Reiher nachgespäht
Und auf der Faust das Federspiel gehalten. –

Jetzt auf die Zinne mit dem Arm gestützt,
Blickt er hinab, vom blauen See gespiegelt;
Sein träumend Haupt vom Abend angeblitzt,
Von weichen Föhn Italia's umflügelt.

Italia's! es kommt wie Gruß geweht,
Wie laue Bergesluft der Apeninnen;
War's nicht wie süßer Harzesduft, wenn spät
Die Sonne noch den Pinienwald durchschienen?

Er fährt empor – ein Falk der Beute sieht –
Das Herz hat Flügel und die Lüfte tragen!
Da liegt's, da glüht's, Apuliens Gebiet –
Und nun ein heiß' , ein königliches Jagen:

»O Carl von Anjou – Anjou hüte sich!
Von diesen Alpen soll es niederkommen,
Wie jäher Bergsturz kommt es über dich,
Wie sturmgepeitschte Fluthen angeschwommen!«

»Verdammt! verdammt! noch in dies blanke Schwert,
Ist keine Scharte klirrend eingehauen;
Laut wiehernd an der Krippe steht das Pferd,
Und muß am Halfter seinen Schaum zerkauen!«

Er sendet glühend seine Blicke fort,
Die Alpenriesen vor ihm zu durchbrechen;
Sie aber stehen, düstre Warner, dort,
Wie Schilde hebend ihre Gletscherflächen;

Ringsum in Wetter eingehüllt, daß schwer
Um ihren Leib die Wolken niederhangen;
Blutrothe Blitze zucken daraus her,
Als sey's das Leuchten ihrer Gürtelspangen.

II.

Das war vordem! jetzt schüttelt euch die Hand,
Ein grauer Rittersmann und spricht willkommen!
Und fragt nach jeder Burg in eurem Land,
Und weiß Geschichten, wie ihr nie vernommen!

Er kennt sie All' – der Welfenlöwe steht
Vor seines Auges leis verhülltem Sinnen;
Er steht des sechsten Heinrich Majestät
Den Reichs-Aar pflanzen auf Palermo's Zinnen:

Die Sänger kennt er, die ihr Haus gestellt
Einst auf den Bergen hier nach allen Seiten.
Er kann zu ihnen hin, wie's ihm gefällt,
Und sie zu ihm zum Morgenimbiß reiten.

Was sie gedacht, gedichtet, jedes Blatt,
Es ist als ihr Vermächtniß ihm geblieben:
Das Buch von Barlaam und Josaphat
Hat ihm von Ems Herr Rudolph aufgeschrieben.

Der alten Meister Gelde und ihr Leid
Sie haben's seinem – »Liedersaal« gesungen;
In alten Mähren ist ihm »viel geseit« –
Da seht es selbst: Das Buch der Nibelungen!

Und so wie einst, so öffnet sich noch heut
Vor edlen Meistern seiner Thore Gitter:
Und wie ein Bild aus längstverschollner Zeit,
Tritt ernst der Sänger zu dem grauen Ritter.

Es ist kein Traum! – Neigt eure Stirne tief
Vor dieser Stirn, die eine Welt getragen!
Was in den Herzen seines Volkes schlief,
Was in der Brust des Einzelnen geschlagen:

Der hat's gefühlt, gesungen und gesagt!
Der hat der Zeit ihr altes Recht gefodert,
Der hat das Wort, das flammende, gewagt
Das wie ein leuchtend Osterfeu'r gelodert.

Süß wie das Herz, das Coucy's Knappe trug,
Entströmten die Gesänge seinem Munde,
Doch auch vernichtend wie der »Sängerfluch«,
Scharf wie der Schwerthieb seiner »schwäb'schen Runde.«

Geräuschlos und bescheiden tritt er ein,
Demüthig fast, den Wanderstab zur Seiten;
Viel »sanfte Tage« lassen ihren Schein,
Ein rosig Wehn, um seine Stirne gleiten.

So kennt ihr ihn, geht er auch still einher:
Der Uhland ist es – prunklos, ohne Flitter.
Ein hoher Gast – doch auch ein Wirth, wie der! –
Gott segne beide – Laßberg heißt der Ritter.

Weitere Zusammenarbeit mit der Droste

Annette von Droste hatte ich auf der Meersburg in einem runden Thurmgemach, rechts vom Eingange in die Burg, installirt gefunden, wo sie, von den Wohngemächern der Familie entfernt, wie eine einsame Thurmschwalbe träumend, sinnend, selten mit irgend einem nöthigen Briefe oder irgend etwas Anderem beschäftigt – »faul wie ein invalider Mops«, sagte sie von sich selber – ihre meisten Stunden zubrachte. »Meine Schwester will mir auf meine Bitte«, hatte sie darüber in einem ihrer Briefe gesagt, »ein ganz abgelegenes Zimmer in ihrem alten weiten Schlosse, worin sich doch die wenigen Bewohner verlieren wie einzelne Fliegen, einräumen, ein Raum so abgelegen, daß, wie Jenny einmal hat Fremde darin logiren und Abends die Gäste hingeleiten wollen, sie Alles in der wüstesten Unordnung und die Mägde weinend in der Küche getroffen hat, die vor Grauen daraus desertirt waren.« Hier wäre denn volle Muße und Ruhe gegeben gewesen, ihren westfälischen Roman, das Buch »Bei uns zu Lande auf dem Lande«, wie sie beabsichtigte, zu Ende zu bringen. Aber sie zog es vor, zu sinnen, zu träumen, und wenn es hoch kam, einen nöthigen Brief in die Heimath zu schreiben, am Vormittag einmal eine kleine Reise über allerlei Corridore und Treppen in meinen Bücherthurm zu unternehmen und nach Tisch die Haupttagesaufgabe zu erledigen, den vom Arzt vorgeschriebenen weiten Spaziergang, auf dem ich sie dann begleitete, über die Höhen oder am Seeufer entlang.

Wie auf den heimathlichen Kämpen Steine, wurden dann hier vom Strande die Früchte des schwäbischen Meeres aufgelesen – Muscheln, Schnecken, Tange – und mit dem großen schildpattgefaßten Augenglas gemustert, um endlich demselben Schicksal wie die Steine zu verfallen. Geplaudert wurde im langsamen Weiterschreiten von Menschen, von Büchern und von denen, welche sie schrieben; aber der liebe Gott hatte uns Beide nicht mit den Scheu-

klappen für Alles und Jedes, was nicht zum Fache gehört, auf die Welt kommen lassen, mit jenen Scheuklappen für Alles, was rechts und links von ihrem Wege liegt, die aus so manchen berühmten Leuten so herzbrechend langweilige Gesellen machen, weil nichts sie interessirt als ihr Ich und ihr Schaffen in Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft. So wurde denn viel auch geplaudert von Vorgängen in der Heimath, von den Tagesinteressen, von befreundeten und bekannten Gestalten, und Annette wußte oft daran psychologische Zergliederungen zu knüpfen, welche ihren merkwürdigen Scharfblick in die Seelen der Menschen bewiesen. »Wenn Ihnen ein Ehegatte viel von seinem Glück spricht, so können Sie darauf schwören, daß beide leben wie Hund und Katze.« Oder: »Schlimm sind die guten Menschen, die bereitwillig ein Unrecht eingestehen, und sich bessern wollen. Nur auf die Reue hartnäckiger Sünder ist Verlaß.« – »Wenn Zwei sich lieben, glaubt immer der Eine des Anderen Liebe noch viel größer als die seine.« – »Ein Aristokrat ist auch der ärmste Bauer. Etwas, davon ist er überzeugt, versteht er besser wie alle Anderen: dem Saatkorn den richtigen Wurf zu geben, oder einem spatlahmen Pferd zu helfen – in dem Ding ist er der Oberste.« – Das waren so Bemerkungen, die, humoristisch gewendet, sich in ihr Plaudern flochten. Ich kam zuweilen, im Angesicht der riesigen Alpenbühne, auf meine Sehnsucht nach dem sonnigen Jenseits dieser hohen Scheidewand, nach dem Lande Italien, zu reden. Annette aber theilte diese Schwärmerei nicht im mindesten. Sie glaubte, man werde von da grausam enttäuscht zurückkehren. Die Art von Idealität, welche am Großen, Prächtigen, Glanzumflossenen, von aller Welt Gepriesenen und Verherrlichten sich nährt, war nicht die ihre, und wie sie durch keine Namen sich imponiren ließ, so auch nicht durch den Klang des Wortes Italien.

Den Rückweg vom Seeufer nahmen wir zumeist über die Höhe, durch einen Weinberg mit einem Winzerhäuschen darin, an dem gerastet wurde und wo der »geschäftige

Pygmäe«, ein beredtsames Männlein mit einem Zöpfchen, der mit seiner ebenso alten Baucis da hauste, uns Trauben brachte – Annette hat in ihrem Gedicht »Die Schenke am See« dem Orte ein Erinnerungsblatt gelassen.
Zuweilen kam es denn auch zu kleinen Störungen des Friedens, wenn die Meinungsverschiedenheiten zu schroff sich aussprachen; ich erinnere mich eines scharfen Kampfes, der über Herwegh entbrannte; aber wir waren Beide weder rechthaberisch noch herrschsüchtig und hatten ja nicht »für's römische Reich zu sorgen«. Bei der oft angeregten Debatte, wo eigentlich der Schwerpunkt ihres Talents liege, für welche Art der Production sie sich concentriren solle, folgte sie endlich meinem Rath, weil dieser Rath mit der Aeußerung des Unglaubens an ihre Versicherung verbunden war, sie werde im Laufe der nächsten Monate einen ganzen Band lyrischer Gedichte aus dem Aermel schütteln können. »Das sollen sie sehen«, sagte das selbstbewußte Fräulein und zog sich in ihren Thurm zurück, um das erste niederzuschreiben. In den nächsten Wochen entstanden nun ein und auch oft zwei Gedichte an einem Tage, – sie wußte die Wette glorreich zu gewinnen.

»An ***« [Widmungsgedicht der Droste an Schücking]

Kein Wort, und wär' es scharf wie Stahles Klinge,
Soll trennen, was in tausend Fäden Eins,
So mächtig kein Gedanke, daß er dringe
Vergällend in den Becher reinen Weins;
Das Leben ist so kurz, das Glück so selten,
So großes Kleinod, einmal sein statt gelten!

Hat das Geschick uns, wie in frevlem Witze,
Auf feindlich starre Pole gleich erhöht,
So wisse, dort, dort auf der Scheidung Spitze

Herrscht, König über Alle, der Magnet,
Nicht frägt er ob ihn Fels und Strom gefährde,
Ein Stral fährt mitten er durchs Herz der Erde.

Blick' in mein Auge – ist es nicht das deine,
Ist nicht mein Zürnen selber deinem gleich?
Du lächelst – und dein Lächeln ist das meine,
An gleicher Lust und gleichem Sinnen reich;
Worüber alle Lippen freundlich scherzen,
Wir fühlen heilger es im eignen Herzen.

Pollux und Castor, – wechselnd Glühn und Bleichen,
Des Einen Licht geraubt dem Andern nur,
Und doch der allerfrömmsten Treue Zeichen. –
So reiche mir die Hand, mein Dioskur!
Und mag erneuern sich die holde Mythe,
Wo überm Helm die Zwillingsflamme glühte.

Aus Briefen der Droste an Schücking

[…] Ob ich mich freue nach Haus zu kommen? – nein, Levin, nein – was mir diese Umgebungen vor sechs Wochen noch so traurig machte, macht sie mir jetzt so lieb, daß ich mich nur mit schweren Herzen von ihnen trennen kann. – Hör Kind! – ich gehe jeden Tag den Weg nach Haltenau, setze mich auf die erste Treppe, wo ich dich zu erwarten pflegte, und sehe, ohne Lorgnette, nach dem Wege bey Vogels Garten hinüber, kömmt dann Jemand, was jeden Tag ein paarmahl passirt, so kann ich mir, bey meiner Blindheit, lange einbilden du wärst es, und du glaubst nicht, wie viel mir das ist – auch dein Zimmer habe ich, hier wo ich mich Stundenlang in deinen Sessel setzen kann, ohne daß mich jemand stört, – und den Weg zum Thurm, den ich so oft Abends gegangen bin, – und mein eignes Zimmer mit dem Kanapee und Stuhl am Ofen – Ach Gott

überall! – kurz, es wird mir sehr schwer von hier zu gehn – obendrein noch 200 Stunden weiter als wir jetzt schon getrennt sind. – Solltest Du es wohl recht wissen wie lieb ich Dich habe? – ich glaube kaum. […]
Levin! wenn du kannst, wenn du immer kannst, bleib bey Deinem Plane in zwey Jahren nach Münster zu kommen – meine Gesundheit ist jetzt nicht so übel, ich werde dann noch wohl am Leben seyn – Hörst du? – denke daß ich alle Tage zähle. – es ist schlimm, daß ich den Winter nicht hier bleiben kann, aber ich will auch nicht in Rüschhaus bleiben, sondern nach Hülshoff, und mir täglich Bewegung machen, dann denke ich wird es schon gehen. – wenigstens einmahl wirst du mir doch noch hie her schreiben? – es muß aber wieder auf dem alten Fuße seyn, Laßberg bekömmt alle Briefe zuerst in die Hände, und ist viel zu begierig nach Nachrichten von dir, als daß ich ihn mit trocknem Munde könnte abziehn lassen – aber verkürze den offiziellen Bericht, und laß dieses dem privaten zu Gute kommen. – schreib' mir aber nicht eher nach Rüschhaus, bis ich dir von dort meine Ankunft gemeldet, eine so weite Reise kann 100 Zufällen und Verzögerungen unterworfen seyn, […].

(Brief vom 5. Mai 1842)

***

[…] so eben komme ich vom Museum, voll Jubel über dein Westphalen, was in Nro. 122,– 23ten May, steht, und sich ganz köstlich macht, – Du bist doch ein Baasjunge! – meine Mütze kann ich nicht in die Luft werfen wie Freiligrath, weil ich keine trage, aber ich möchte dich zu Brey zusammen drücken, wenn ich dich nur hätte! – Du Schlingel! warum bist du nicht bey mir! –
[…] Adieu, mein liebes altes süßes Herz, ich habe Alles so vollgequackelt, daß ich Dir kaum noch sagen kann, wie unmenschlich lieb ich Dich habe, und wie ich immer an dich denke. Adieu.

(Brief vom 27. Mai 1842)

Mondsee

Am Ostern 1842 gab es einen sehr traurigen Abschied von der Meersburg und ihren Bewohnern. Ich durfte eine Stellung nicht ausschlagen, welche mir unter sehr günstigen Bedingungen und mit der Aussicht auf eine lebenslängliche Versorgung angetragen war; zuerst durch einen ehemaligen, in Darmstadt zu Würden und Ehren gekommenen Schulmann, welcher einst Lehrer des Fürsten Wrede in Baiern gewesen, und sodann durch den Fürsten selber. Ich sollte Erzieher seiner zwei Söhne im Alter von vierzehn und dreizehn Jahren werden, bei der Leitung der geistigen Entwickelung der beiden Knaben durchaus unabhängig bleiben und für die einzelnen Lehrfächer sollten besondere Lehrer thätig sein. […]

Schon im Mai, der im Jahre 1842 von ungewöhnlicher Schönheit war, trat jedoch unvermuthet ein Decorationswechsel ein, der mir natürlich höchlich willkommen war. Der Fürst verlegte seine Residenz auf seine Güter in Oesterreich; die Reise ging mit bereit gehaltenem Relais quer durch das Baierland nach Regensburg, dann auf einem Donaudampfer hinab, an dem schönen Passau vorüber, nach dem österreichischen Grenzstädtchen Engelhardszell. Einen Büchsenschuß weit von diesem Orte erhebt sich eine alte Abtei – eine der drei aufgehobenen Benedictinerabteien: Engelhardszell, Suben und Mondsee, welche Napoleon als Dotation dem alten Marschall Wrede verliehen, als er diesen zum Comte de l' Empire creirt hatte. […]

Es war mir zugesagt, daß Lehrer in einzelnen Fächern mich unterstützen sollten. Aber woher sie in dieser Weltabgeschiedenheit nehmen? Und mein Unterricht allein konnte doch auf die Dauer nicht genügen. […]

Ich versprach […] Kolb, im Herbste [nach Darmstadt] zu kommen, um unter seinen Auspicien an der literarischen Beilage der Allgemeinen Zeitung thätig zu sein, welche damals auf der Höhe ihrer Verbreitung, ihrer Autorität und

ihres Einflusses stand – es war nicht zu viel gesagt, wenn man sie in jener Zeit das am sorgsamsten redigirte, gediegenste, jedenfalls universalste Blatt Europas nannte; sie hatte damals als thätige Mitarbeiter H. Heine, Fr. List, Franz Pulsky, Fallmerayer, Thiersch, M. Wagner, Liebig und andere Namen europäischen Klanges. Auch war ihr Budget ein für jene Zeit unerhört großes. Sie gab jährlich für Redaction, Honorare der Mitarbeiter und Porto allein die Summe von 80,000 Gulden aus, die in der That achtbar war für jene Tage, wo die schwere Bürde des Telegrammverkehrs mit all ihren unnützen Vergeudungen für den unerheblichsten Notizenkram noch nicht auf solchen Unternehmungen lastete. Und – was das Beste daran, sie war die treue, unbeirrbare Pflegerin des deutschen Gedankens, deutschen Wesens, und hatte den großen Vorzug, durchaus nicht doctrinär zu sein. […] Eine weitere Reisestation war dann Stuttgart, wo ich mich Herrn v. Cotta vorstellte, […]. Dann sah ich Berthold Auerbach wieder, der jetzt in Stuttgart wohnte, beschäftigt mit einem bürgerlichen Familiendrama, auf das er große Hoffnungen setzte und das er dann doch klüglicher Weise der Welt vorenthalten hat, um sie bald darauf mit seinen ersten Dorfgeschichten zu beschenken, dem Besten, was er je geschrieben hat und was sich denn auch so bald und glorreich Bahn brach. […] Nebenbei besitzt Darmstadt einen überraschenden Reichthum an Kunst- und anderen Sammlungen und eine überaus reiche, trefflich verwaltete Bibliothek, auf welcher ich eines Tages die Bekanntschaft Otto Müllers, der auf ihr beschäftigt war, machte. Einige Zeit nach meiner Ankunft ließ mir eines Abends Eduard Duller eine Einladung zugehen, in einem Biergarten vor der Stadt zu erscheinen, wo ich Justinus Kerner finden würde, der eben in Darmstadt anwesend sei. Justinus Kerner!

Brief Schückings an die Droste vom 1. Mai 1843

[…] Mit dem Fürsten bin ich in's Reine. Ich scheide freundlich von ihm. Ich hab' ihm gesagt, unter den hier bestehenden Verhältnissen müßten die Kinder aus dem Haus; er hat mir durch ein langes Geschwätz geantwortet, das auf meine einfachen Gründe paßte wie die Faust auf's Auge und das Ende war, daß ich ihm sagte, er möge mir einen Nachfolger geben. Er hat mich gebeten, ihm einen zu verschaffen. Ich schrieb deshalb an Stieve, hab' aber noch keine Antwort. Ich gehe mit großer Freude von hier; ich bin sehr angegriffen es ist wunderbar, wie Melancholie so heftig auf meine Nerven wirkt. – ich habe im letzten Briefe darüber geschrieben, glaub' ich, und bin immer noch nicht viel besser. Ich glaube, ich bin in dem einen Winter ein andrer Mensch geworden so düster und ernst! –

Für's erste geh ich nach St. Goar um im Juni und Juli dort Rheinbäder zu nehmen. Ende Mai denk' ich von hier abzureisen – und werde danach – rathen Sie einmal was? – vielleicht Redakteur der Augsburger allgemeinen Zeitung. Wenigstens hat mir Dr. Kolb, der erste Redakteur, dahin gehende Eröffnungen gemacht und mich um ein Rendezvous gebeten. Ich habe ihm dies auf den 29sten in München, wohin er von Augsburg kommen will, zugesagt und ich will Ihnen dann gleich schreiben, was das Resultat war. Es ist zwar eine schlimme Sache mit dieser Augsburger; sie würde mich ganz absorbiren, befürcht ich, – doch ich muß erst den Kolben anhören. […]

Meinen Roman hab' ich fix und fertig; er wird in einigen Wochen hoff ich erscheinen. Es ist zu angenehm, so etwas ohne größere Weiterungen in die Presse schicken zu können. Jetzt beschäftigt mich eine Novelle für die Urania; bin aber bange, daß sie zu spät kommt. Könnt' ich doch Ihnen die Arbeiten alle erst zeigen! sie würden doppelt so gut. Uebrigens seh ich zu meiner Freude, daß mir die reinen Erfindungen jetzt ganz anders aus dem Aermel gehen als früher. […]

Brief Schückings an Freiligrath vom 3. März 1843

[...] Dein Gedicht ist, was man nennt den Nagel auf den Kopf treffen; jedes Wort ein Dolch und die Wunden, die Du dadurch versetzest, sind zwar keine absolut lethale, aber es wird viel Salbe kosten, bis sie sich schließen. Köstlich, ganz köstlich; Nobel und reckenhaft kräftig. Du weißt, wir waren in Darmstadt schon nicht ganz derselben Meinung über den Lebendgen; ich konnte ihn nicht so hochstellen wie Du. Daß Du ihn jetzt, nach seiner affenhaften Eitelkeit züchtigst geschieht ihm ganz recht, und ich bin weit entfernt, wie sein Anhang es thun wird, zu sagen: jetzt, wo er verbannt, hättest du es nicht thun sollen, weil afflictio affliction non addenda. – Denn ich bin überzeugt, daß ihm nach der Verbannung erst recht der Kamm geschwollen sein wird, er wird sich als eine unendliche Muthige den Thronen gefährliche Person, als ein Märtÿrer der Freiheit betrachten. Charaktere wie der schöpfen aus Allem Nahrung für ihre Eitelkeit. – Du warst ihm die Antwort schuldig für die Frechheit, mit der er dir zu Pelz gegangen.

Trotz alle dem, und obwohl ich Dir ganz Recht gebe, wie ich gern mit meinem Namen öffentlich ausspreche, muß ich Dir gestehen, daß Dein Brief ein »unpolitisches« Lied war. Er wär' freilich besser ungedruckt geblieben, denn der Beifall aller Vernünftigen kam, weil er eben Beifall vernünftiger bescheidener Leute ist für den Augenblick nicht das Schreien der Unvernünftigen überlauten, deren Force im Spektakelmachen besteht, während jene stille sitzen; nach und nach wird dieser Beifall die Schreier allerdings zum Schweigen bringen; aber für den Augenblick hast Du Aerger von der Sache und da fühle ich dann aufs innigste Deinen Verdruß mit.

Ein Gutes wird es haben; ich sehe nicht nur voraus, daß es deinen Genius zu famosen Flügelschlägen aufregen wird, man wird Dich auch jetzt mit dem lächerlichen Ansinnen verschonen, ein politischer Dichter zu sein, und deinem

Talent frech eine Bahn vorschreiben zu wollen. Du warst im Begriff, diesen Rufen mehr zu folgen, wie es vielleicht in Deinem Wesen mit innerster Notwendigkeit vorgeschrieben war; und dem soll doch der Dichter nur folgen. Ich habe Dir das schon bei Gelegenheit des »Fleckens am Rhein« gesagt. Wenn Du dort von der Romantik dich loßreißen willst für immer, so weiß ich nicht, ob Du diesen Gedanken gefaßt hättest, wären die dummen Schreier nicht gewesen Herwegh à la tête. Der Dichter – ein Dichter wie Du, dessen Gefühls-Ideen- und Phantasie Welt in der Höhe der Deinen steht – der steht auf einer höhern Warte als auf den Zinnen der Parthei: sag Du da ruhig und Dir selber treu: quod scripsi scriptum est! Die Nachwelt wird richten, wenn die Modepoesie der Politiker längst Schund geworden. Wenn ich Dir hier aufrichtig sage was ich denke, so wirst Du mir' s nicht übel nehmen, wenn ich auch irren sollte. –

Wie ich aber Dein Herz und Deine Gemüthswelt aufgefasst habe, muß mich eines befremden, Du sagst mir in Deinem Briefe: das Verbot der Rhein. Ztg der deutschen Jahrbücher, Herweghs Verbannung, das alles habe Dich wie jeden vernünftigen Freund der Freiheit verdüstert und auf Dir gelastet. Da mußt Du ja doch Dich mit mehr innrer Theilnahme in die Politik geworfen haben, als ich mir denken kann. Mir sind solche Maßregeln an und für sich auch fatal; aber in diesen speziellen Fällen ist mir's ganz recht, daß all den Schreiern, diesem unchristlichen Volke, welches für den vernünftigen besonnenen Fortschritt so schädlich wirkt, das Maul gestopft wird. Denn ich kann seine Maßregeln doch nur als exceptionelle fassen und glaube nicht, daß sie den edlen Willen des Königs umstimmen und nachhaltig erhöhten Druck zur Folge haben.

Ist denn der Lewald so miserabel, in das Gekläff einzustimmen? [...]

Mitarbeit an der Augsburger »Allgemeinen Zeitung«

Eines Abends, zur Zeit der Theestunde, erschien Kolb in Begleitung eines kleinen, so gebeugt und gealtert aussehenden Mannes, daß ich ihn im ersten Augenblick gar nicht erkannte, als er hinter jenem eintrat. Dann rief ich erfreut: Lenau! [...] Ein freundschaftlicher Verkehr bestand auch mit der Familie v. Binzer. Herr v. Binzer, in seiner blühenden Jugendzeit ein begeisterter Burschenschafter, Dichter und Componist des Liedes »Wir hatten gebauet ein stattliches Haus«, lebte um der Allgemeinen Zeitung willen in Augsburg; Frau v. Binzer, welche unter dem Namen Ernst Ritter sehr gute Erzählungen geschrieben und der Allgemeinen Zeitung manchen sehr hübschen Artikel geliefert hat, stand der Herzogin von Kurland und Sagan, in deren Hause sie aufgewachsen war, nahe und hatte eine Menge Beziehungen zu Wiener Kreisen; aus diesen kam öfter zu einem längeren Aufenthalt ihr Freund Zedlitz, der Dichter der »Todtenkränze« und des »Sterns von Sevilla«, nach Augsburg, den sie später, als sie verwittwet in Wien lebte, aufopferungsvoll bis an sein Ende gepflegt hat. Sie war eine lebhafte, gewandte, vielerfahrene Frau und ihr belebtes Haus, das zwei schöne Töchter schmückten, ein Mittelpunkt anregender Geselligkeit. Friedrich List, dessen Haus durch eine ebenso schöne als musikalisch begabte Tochter geschmückt war, wohnte in der Nähe – seine Familie, die Kolbs, die Binzers und die unserige bildeten »von Hirten eine friedliche Gemeinde«, welche an bestimmten Wochentagen regelmäßig zu Abendgesellschaften zusammenkam, und diese Gesellschaften, zu denen jeder als Gast mitbrachte, wer eben bei ihm von durchreisenden Freunden aufgetaucht, waren anregend und heiter wie keine anderen. Bei Kolb fanden wir einst Franz Liszt, öfter Fallmerayer; bei Binzer den Geheimrath von Hormair; Gutzkow hatte ich im verflossenen Herbst in Frankfurt persönlich kennen

gelernt; er kam jetzt nach Augsburg und begleitete uns auch zu dem Kaffeehause, in welchem sich gewöhnlich an den Nachmittagen unser Kreis zusammenzufinden pflegte; […].

Doch zurück zu unserem Augsburger Kreise, der sich vielfach durch den Verkehr mit den eingeborenen Familien der großen Industriellen und der »Haute Finance« erweiterte, welche das alte Augsburg immer noch auf dem Range eines Börsenplatzes erhielten. Es herrschte unter uns, obwohl unsere ganze Gesellschaft sich um das große leitende Organ der Zeit gelagert hatte, doch das politische Interesse keineswegs vor, selbst bei Kolb nicht; ihm warf die leidige Politik, warfen die damaligen miserablen Zustände in Deutschland dunkle Schatten genug auf seinen Lebensweg; die Censur, das Ministerium Abel, die unberechenbaren Wiener und Berliner Susceptibilitäten schufen ihm Verdruß genug, um die Politik im geselligen Verkehr »hintanzuhalten«. Mehr davon erfüllt war schon Friedrich List, in dessen Gegenwart denn auch oft die Rede auf die alten Burschenschafterlebnisse und Leiden kam – hatte doch Kolb gleich so vielen Anderen auch auf dem Hohenasperg gesessen und List da oben Wolle kratzen müssen! Auch mir war die Politik nicht an's Herz gewachsen – mir machte der Zustand des Vaterlandes damals einen Eindruck völliger Unheilbarkeit, bei dem ich ebenso sehr an einer von oben kommenden Besserung zweifelte, als mir die von ganz unten kommende Besserung, die endlich einmal zu erwarten war, durch ihre Verfechter und Apostel antipathisch und widerwärtig erschien. – So blieb ich denn mit meiner Thätigkeit der Literatur treu und versuchte mich neben meinen Arbeiten für die Beilage der Allgemeinen Zeitung in ein paar Dramen. […]

Wiedersehen mit der Droste

Im Mai 1844 machte ich mit meiner jungen Lebensgefährtin eine Reise an den Bodensee, um jene Annetten von Droste zu bringen. Ich fand diese, mit der ich im lebhaftesten brieflichen Verkehr und Gedankenaustausch während all' dieser Zeit geblieben, leider sehr verändert. Ihre Gesundheit war – vielleicht hatte ich es früher bei stetem Zusammenleben nicht so wahrgenommen – doch ein gewaltig schwächliches und gebrechliches Ding; sie erfüllte mich mit tiefer Sorge. Auch machte mir ihr jetziger Aufenthalt einen melancholischen Eindruck. Sie wohnte nicht mehr in ihrem alten, doch ziemlich comfortabel eingerichteten Quartier, sondern nach ihrem Wunsch hatte man ihr ein Thurmgemach in einem anderen Gebäudetheil zu dem es nicht so viele Treppen zu ersteigen gab und wo sie in noch größerer Ungestörtheit weilen konnte, neu eingerichtet, und die Kahlheit, die weißen Kalkwände dieses noch nicht lange fertig gewordenen Raumes hatten etwas kerkerhaft Bedrückendes. Doch hatte sie alle ihre kleinen Schätze jetzt da bei einander und war mit dem Tausche sehr zufrieden. Konnte sie doch jetzt leichter hinaus zu ihrem geliebten kleinen Besitzthum, das sie unterdeß erworben und das sie mit großem Stolze uns zeigte – es war ein kleiner, oberhalb Meersburg liegender Weinberg mit einem bewohnbaren Pavillon darin, der das »Fürstenhäuschen« hieß – wunderlich roth, blau und grün war er angestrichen, dieser Pavillon; aber der »Maler« im Städtchen hatte ihn mit großem Stolz auf seine Leistung so schön decorirt, und nun konnte Annette es nicht über's Herz bringen, den ländlichen Paul Veronese mit dem Auftrag zu kränken, über seinen leuchtenden Farbenglanz einfachere Töne zu legen. Die Zeit des Zusammenseins, welche uns vergönnt war, verflog rasch – nach acht Tagen mußten wir scheiden, und der biedere alte Ritter, der nun schon fünfundsiebzig Jahre zählte, aber immer noch so geistesfrisch und frohen Muthes »auf der

aeltesten burg Teutsch-landes« saß und mit dem Truchseßen Ulrich von Singenberg sprach:

»Sust heiße ich wirt und rite heim, da ist mir nit we,
Da gesin ich von der heide und von dem gruenen kle,
Daz solt du steten, milter Got! das ez mir iht zerge!«

credenzte uns in seinem trefflichen Meersburger 1834er den Abschiedstrunk. Dann entführte der Dampfer uns quer über den See, den Thürmen von Constanz zu, und Annette schrieb in ihrer gewölbten Kemnate unterdeß ihr schönes Gedicht »Lebt wohl, es kann nicht anders sein« (S. 117 der Letzten Gaben).
Wir haben die Schweiz dann, begeistert von der Poesie ihrer Vergangenheit, schwärmend für die wunderbare Schönheit ihrer Natur, wieder möglichst ernüchtert von dem Theile ihrer Bevölkerung, dem als bonne prise der Tourist in die Hände fällt. Und nach Augsburg heimgekehrt, freute ich mich, nun den stattlichen Band der »Gedichte« Annettens, den sie, von ihrer eigenen Hand auf's sauberste abgeschrieben, in meine Hände gelegt und dessen Verlag die Cotta'sche Buchhandlung bereitwilligst unter guten Bedingungen übernommen, an's Licht treten zu sehen.

»Lebt wohl«
[Widmungsgedicht der Droste an Levin und Louise Schücking]

Lebt wohl, es kann nicht anders seyn!
Spannt flatternd eure Segel aus,
Laßt mich in meinem Schloß allein,
Im öden geisterhaften Haus.

Lebt wohl und nehmt mein Herz mit euch
Und meinen letzten Sonnenstrahl,
Er scheide, scheide nur sogleich,
Denn scheiden muß er doch einmal.

Laßt mich an meines Seees Bord
Mich schaukelnd mit der Wellen Strich,
Allein mit meinem Zauberwort
Dem Alpengeist und meinem Ich.

Verlassen, aber einsam nicht,
Erschüttert, aber nicht zerdrückt,
So lange noch das heil'ge Licht
Auf mich mit Liebesaugen blickt,

So lange mir der frische Wald
Aus jedem Blatt Gesänge rauscht,
Aus jeder Klippe, jedem Spalt
Befreundet mir der Elfe lauscht,

So lange noch der Arm sich frei
Und waltend mir zum Aether streckt,
Und jedes wilden Geiers Schrei
In mir die wilde Muse weckt.

Aus Briefen Freiligraths an Schücking

[...] Uebrigens brauchst Du nicht zu fürchten, daß das bevorstehende polit. Bändchen irgendwie eine Concession sei, die ich Herwegh u. Cons. mache! Vertraue meinem gesunden Sinne u. laß mich gewähren! Ich weiß, was ich will, u. komme schon zu Rande. Schade, daß das Abschreiben so verflucht langweilig ist, sonst schickt' ich Dir eine Handvoll neuester StGoarer politischer Lyrik. Ich bin jetzt ordentlich im Grimm: ich sage: Assah!, spucke in die Hände u. ein Gedicht ist fertig. Das neueste heißt: »im Himmel«, u. handelt vom alten Fritzen.

<es folgt das Gedicht »Im Himmel« aus Freiligraths politischer Lyriksammlung »Ein Glaubensbekenntniß«>

(3. Februar 1844)

***

Den allerschönsten Dank, lieber Levin, für Deinen letzten Brief u. das Exemplar der Droste. Beides ist mir auf verschiedenen Wegen richtig zugekommen.
Es freut mich herzlich, daß meine jüngsten Gedichte dem Princip nach Deinen Beifall haben. Daß du dagegen die Rückgabe der Pension p.p. mißbilligst, beweis't mir nur, daß wir noch lange nicht auf Einem u. demselben Standpunkte stehen, daß du den meinigen überhaupt verkennst u. daß die Couleur deiner Oppositionsgedanken zur Zeit noch eine sehr matte u. vorsichtige ist. Wäre sie das nicht, so würdest Du einsehen, wie ich einzig so u. nicht anders handeln konnte u. mußte!
Dich hier des Breitern zu widerlegen, kann nicht meine Absicht sein. Vor der Hand lasse ich den Streit rechts u. links toben, u. denke, daß mich später die Zeit am Besten u. am Schlagendsten selbst rechtfertigen wird. Mein Buch kommt mir vor, wie Schills Ritt gegen die Franzosen. Als sich der in Stralsund pro patria todt säbeln ließ, schalt man ihn auch einen Narren, einen Tollkopf – hernach sind wir aber doch in Paris gewesen! In Zeiten der Feigheit u. des Druckes ist auch ein vereinzelt dastehendes Beispiel von Muth u. Aufopferung etwas werth. – Und ich habe Opfer gebracht – nicht bloß das der Pension.
Deinen wohlgemeinten Artikel in der Beilage zu No. 331 der Allg. Ztg. hab' ich gelesen, u. danke dir auch dafür herzlich. Unangenehm hat mich in demselben nur berührt, daß auch Du meinen Schritt aeußeren Einflüssen beizumessen scheinst, daß Du von »Verleitung« sprichst u. dgl. – Wer mich so lange gekannt hat, wie Du, sollte billig wissen, daß, wenn irgend ein Mensch sich von innen heraus entwickelt hat, wenn irgend ein Mensch auf eigenen Füßen still seinen Weg vor sich hin gegangen ist, ich der bin! Eine Nacht im Riesen, die ich hernach unbefangen selbst dem Publikum vor Augen stelle, konnte mich nicht umwan-

deln! Eins der bösesten Gedichte des Bändchens, das Sonett S. 278, war, wie Du Dich erinnern wirst (ich las es Dir noch in Marienburg vor) vor jener Nacht entstanden, in der Hoffmann beiläufig bloß Persönliches, die Geschichte seiner Absetzung u. seine Flucht aus Fallersleben, erzählte. Der Portraitmaler Becker aus Frankfurt war zugegen – von Proselÿtenmacherei war keine Rede. Ueberhaupt würde grade Hoffmann, dessen persönliche Liebenswürdigkeit ich schätze, dessen kleinliche Auffassung der Gegenstände aber mir längst zuwider ist, nicht im Stande gewesen sein, mich zu einer Demonstration zu veranlassen. Dazu haben mich zunächst die Landtagsabschiede vom Jan. d. J. bewogen. Wer konnte bei solchem schamlosen Herauskehren des krassesten Absolutismus länger zu sehen?
Wenn ich mich influenziren ließe, warum hast dann Du, warum hat Geibel, warum der Bureaukrat u. Landrath Hewberger nicht irgendwie einen entscheidenden Einfluß auf mich ausgeübt? Ihr seid allzusammen Narren! Was ich bin, bin ich durch mich selbst u. durch den König von Preußen. Der ist der ärgste Demagogenfabrikant. Aber da soll Alles per Trichter in mich hineingegossen sein. Ich bin fest überzeugt, daß, wenn ich morgen nach Deutschland zurückkäme u. auf offener Straße irgend etwas thäte, was ich aus unabweislichem Drange, aus phÿsischer Nothwendigkeit nicht lassen könnte, männiglich dazu krähen würde: »Da haben wir's! Das kommt von dem bösen Beispiel in Brüssel! Sehet da den verderblichen Einfluß von Manneken ›Pis!‹ – Schlagend, mein' ich, sonst aber natürlich sans comparaison.«
Die aus 8000 Exemplaren bestehende Auflage des Buches ist jetzt so gut wie vergriffen. Allein in Aachen wurden in den ersten Tagen 600 verkauft u. nur ein einziges confiscirt. Anonÿme u. nichtanonÿme Briefe freundlichen Inhalts sind mir dutzendweise zugeflogen, unfreundliche zwei – beide anonÿm. Die Sensation, namentlich am Rhein, in Berlin u. Schlesien, muß ungeheuer gewesen sein. Der

Erfolg war, wie er sein mußte; auch das Herunterreißen ist Etwas, worauf ich gerechnet hatte! [...]

(11. Dezember 1844)

Mitarbeit an der »Kölnischen Zeitung«

Bei der Durchreise durch Köln hatte ich Karl Andree besucht, der damals dort die Kölnische Zeitung redigirte, welche unter ihm zuerst sich zu einer gewissen Bedeutung aufgeschwungen hatte. Frau Markus Du Mont-Schauberg, die berühmte Dame, welche lange Jahre das altehrwürdige Geschäft, in dem die Zeitung erschien, in originell patriarchalischer Weise geleitet hatte, war kurz vorher gestorben und ihr ältester Sohn, Joseph Du Mont, also nun Herr und Meister des Spieles der Welt geworden, nicht der wirklichen freilich, wie Papst Julius II., sondern ihres Spiegelbildes in dem gelesensten Blatte der Rheingegend. Joseph Du Mont aber, obwohl ohne gelehrte Bildung, war eine Natur, die sich geistig so entwickelt hatte, wie es ihr in ihrer Umgebung, den alten reichsstadtkölnischen Anschauungen und Verhältnissen, nur möglich gewesen; er war thätig und energisch, und das englische »Where is a will, is a way« paßte auf ihn, wenn je auf einen Mann.

Mit diesem Willen hatte er sich vorgenommen, in der immer gährender, politisch bewegter werdenden Zeit die Kölnische Zeitung auf ein ganz anderes Niveau zu heben. [...] Mir wurde während jenes Aufenthaltes in Bonn die Pflegschaft des Feuilletons der Zeitung angeboten unter Bedingungen, welche abzulehnen thöricht gewesen wäre. Nach einer Unterredung mit Herrn Du Mont in dem Ladenstübchen auf der Hochstraße, hinter dem im dunklen Hofe die Redactionsräume und die Druckerei lagen – wie klein und eng Alles damals noch im Vergleich mit den Cotta'schen Räumen in Augsburg! – übernahm ich, was mir anvertraut wurde, und stand jetzt nur der bitteren Nothwendigkeit

gegenüber, die Lage der Dinge Kolb mitzutheilen und an den Abschied von den Freunden in Augsburg zu denken. Kolb schrieb mir, als ich, was ich gethan, ihm bekannt [...].

In der engen [Kölner] Hochstraße, nicht weit von dem kleinen Platze, den jetzt Bismarcks treffliches Standbild schmückt, nahm uns im Herbst 1845 ein geräumiges Quartier im zweiten Stock eines neugebauten Hauses auf, in dem sich zunächst sehr unangenehm der Wechsel mit der stillen friedfertigen Sanct Anna-Straße zu Augsburg fühlbar machte – man weiß, wie die schmale Hauptverkehrsader Kölns lärmerfüllt und in ewigem Tosen drangvoller Bewegung ist. [...]

Köln ist der Knotenpunkt für den Verkehr zwischen Nord und Süd und Ost und West; man verlebt nicht viele Tage dort, ohne einen Bekannten, auf irgend einer Reise begriffen, erscheinen zu sehen, einen Durchziehenden, der uns zu besuchen kommt, zu empfangen. Dazu erweiterten sich unsere geselligen Beziehungen in einer Weise, welche die stille ungestörte Pflege der Muse bald äußerst schwierig machte. Ich hatte den ersten Schritt zu einem literarischen Erfolge mit meinem Roman »Die Ritterbürtigen« gemacht. Es währte lange, bis ich zu einem zweiten kam – die Strömung bewegten Lebens um uns her ward zu stark dazu. Dem mir anvertrauten Feuilleton suchte ich etwas von dem die geistigen Erscheinungen der Zeit berücksichtigenden Inhalt der Beilage der Allgemeinen Zeitung zu geben, was aber in dem engeren Rahmen kaum gelang, obwohl ich Gutzkow, Dingelstedt, Häuser, Stahr, W. v. Chezy, Spindler, den geistreichen Francis Grund und viele Andere für die Mitarbeit gewann; langathmige, nicht endende Romane waren noch ausgeschlossen, [...].

Begegnung mit Karl Gutzkow

[…] Es war nicht anders möglich, als daß sich durch den täglichen Umgang mit Männern wie Gustav Kolb und Friedrich List mein Blick in's Leben und mein politischer Sehkreis unendlich erweiterte. […] Und so wirkten Beide um so mehr auf meine Anschauungen ein, da sie so ziemlich vom selben politischen Credo waren – im Grunde, trotz allen liberalen Vorkämpferthums, conservative Naturen, lebendiger von dem nationalen Einheitsgedanken als von dem Freiheitsgedanken durchglüht und Beide wohl auch des stillen Glaubens, daß die Menschheit nur durch ihre geistige Aristokratie weiterkommt, daß die politischen Formen, in deren Werth und Alles entscheidende Bedeutung sich die halbe Bildung verbeißt, für das Glück der Menschheit nicht ausschlaggebend sind und daß jedenfalls die Herrschaft dieser halben Bildung das Schlimmste von Allem ist. – […]

Als der zweite Winter, den ich in Augsburg verlebte, vorüber und nun der Sommer mit sehr heißen Tagen gekommen war, lockte er uns aus dem schattigen alten Patrizierhause in der Sanct Anna-Straße in die sonnige Welt hinaus, und wir entschlossen uns, in ein Seebad zu gehen. Die Wahl fiel auf Ostende, wohin auch Kolb seine Schritte lenken, auch Heinrich König sich begeben wollte. Im gemietheten »Zauderer«wagen rollten wir also durch endlose Obstbaum-Alleen auf stillen Chausseen Anspach und Würzburg zu – es war eine grimmige Hitze, und das geduldige Büblein, das mit seiner Bonne mit uns reiste und sinnig die sich ihm erschließende wunderliche weite Welt anschaute, hatte viel bösen Staubes zu schlucken. In Frankfurt angekommen, ging ich Karl Gutzkow aufzusuchen, der auf dem Hirschgraben schräg dem Goethehaus gegenüber wohnte, und fand ihn in seiner Familie, neben seiner anmuthigen und liebenswürdigen Frau. Er kam mir mit großer Wärme entgegen – die kühle Zurückhaltung, die bei

unseren ersten Begegnungen geherrscht hatte, war geschwunden, und ich sah, daß sich auch eine Gemüthswärme bei ihm äußern könne, die ich ihm früher gar nicht zugetraut hatte. […]
Was aber seine eigenen Schöpfungen angeht, die Macht und Größe seiner Gestaltungskraft und den sprudelnden Reichthum seines Geistes, so hat man ja längst begonnen, ihnen gerechter zu werden, und die Nachwelt wird es noch mehr werden; seine Urtheile über viele seiner Zeitgenossen werden vielleicht einst eine Ratificirung finden, welche man ihnen heute noch nicht gewährt. Und jetzt, wo er todt ist und auf so erschütternde Weise aus dem Leben geschieden, freue ich mich, in Beziehung auf ihn ebenfalls stets den Muth meiner Meinung gehabt zu haben, die seine größeren Arbeiten hoch stellte und dies, wo sich Gelegenheit dazu bot, aussprach. Persönlich habe ich wenig und nur auf kurze Zeit mit Gutzkow verkehrt, während doch unser seit 1838 begonnener Briefwechsel, anfangs sehr lebhaft gepflogen und dann Jahre lang erlahmend, nie ganz aufhörte. Nach jenem Besuch in Frankfurt traf ich Gutzkow zuerst wieder, als ich im Frühjahr 1846 von Köln aus Paris zu sehen ging. […]
Im Sommer 1850 brachte Gutzkow dann einige Tage in Köln zu, und von dort aus unternahmen wir eine kleine Rheinfahrt, auf den Drachenfels bis hinauf nach Remagen.

Brief Gutzkows an Schücking vom 2. November 1845

Ich hätte Ihnen längst geschrieben, lieber Schücking, wenn ich nicht Ihre Durchreise erwartete.
Ich wollte Ihnen, als Sie mir von Augsburg schrieben, sagen, dß Beiträge von mir zum Kölner Feuilleton im Augenblick nicht ganz politisch wären.

Die katholische Parthei hat durch das Organ des Pfarrers Prisac sich an meiner Mitwirkung an der Kölnischen Zeitung vor 1 1/2 Jahren, wie Sie wissen, sehr scandalisirt. Das Terrain am Rhein ist sehr schwierig. Sie müssen so harmlos, so rheinisch, so katholisch als möglich debütiren. Haben Sie einmal die Neigung Ihrer nächsten Leser für sich, so können Sie hernach schon selbständiger auftreten u. dies empfindliche u. nach meinem Geschmack widerwärtig duckmäuserische Volk für besseres interessieren. Seyd klug wie die Schlangen! Erst etwas Simrock, Droste Hülshoff, Pfarrius, Smets, etwas Kölner Dom, Kölner Wasser u.s.w. Dann allmählig Vernünftigeres! Bei Leibe keinen schroffen Uebergang! Sonst kommen alle alten Weiber zu Dümont gelaufen u. machen dem den Kopf heiß u. zu diesen alten Weibern rechn' ich auch die enragirten Commmunisten und Reliquien der weiland Rheinischen Zeitung, die ewig an der Kölnischen Zeitung herumnergeln u. sich gar nichts draus machen, sich mit dem Erzbischof Coadjutor selbst zu alliiren, wenn es gilt, Dümont in Harnisch zu bringen. Also langsamer Uebergang. Piano, crescendo, forte! – […]

Auszug aus dem Roman »Die Ritterbürtigen«

Erstes Kapitel

Der Landmann hatte seine reifen Saaten niedergemäht, wie einen gelben Teppich breitend für die nahenden Schritte des Herbstes; der Himmel aber spannte noch sein sommerlichstes Blau über eine stille Landschaft aus, welche in anmuthiger Abwechselung von Eichenwäldern, umzäunten Aeckern und kleinen Haidestrecken gebildet wurde. Der Boden war hügelicht und übersäet mit einzelnen Gehöften, die sich an den schützenden Rückhalt eines Waldes oder einer Hügelwand lehnten. Zur Linken in einem Thal-

grunde sah man die spitzen Thürme einer kleinen Stadt aus Obsthainen und reicher grüner Vegetation emporragen und rechts in größerer Ferne, ebenso warm umwaldet und von dichten Wipfeln beschützt, die Essen und Dächer eines ansehnlichen herrschaftlichen Gutes. Die Stelle, von der man diese Punkte der freundlichen Landschaft übersah, war am Saume eines Gehölzes, das eine ziemlich bedeutende Höhe bedeckte und durch welches die Landstraße nach dem Städtchen sich hinzog.

In diesem Gehölze saß auf einem gefällten Baumstamme, nahe an jener Straße, ein hausirender Jude, eine lange, dürre und gebeugte Gestalt. Sein weißer Pudel lag zwischen seinen Füßen und zerrte spielend an den Lederriemen eines Bündels, während der Jude mit der Spitze seines Wanderstockes das gelbe Laub aufspießte, das zu seinen Füßen lag. Der Hund schlug an, dann wurden Hufschläge vernehmbar und das Schnauben von Pferden, die zur Rechten des Juden, am Saume des Gehölzes her, sich nahten; bald ließen die immer breiter werdenden lichten Zwischenräume der Stämme erkennen, daß es zwei leicht und anmuthig sich bewegende Thiere waren und daß eine stattliche junge Dame auf dem ersten Pferde herankam.

Nachdem sie leicht und sicher über den Graben weggesetzt hatte, der sie von dem Heerwege trennte, hielt sie an und gab ihrem Diener einen Befehl, worauf dieser sehr langsam ihr voraus den Hügel hinunterritt, in der Richtung nach dem vorhin erwähnten Gute. Sie selbst schien sich noch eine Weile allein an dem Anblicke der ausgedehnten Landschaft weiden zu wollen, welche im hellen Abendsonnenscheine vor ihr lag.

Der jüdische Krämer betrachtete sie mit Wohlgefallen. Und in der That bildete sie, von seinem Standpunkte aus gesehen, eine liebliche und malerische Erscheinung. Sie hielt am Eingange des Waldes, wo über die einlaufende Chaussée eine Art Thorwölbung von den laubreichen Aesten geschlagen worden, und während sich so ein dunkler Rahmen aus

Zweigen und Blätterfülle um sie zog, legte die Sonne volle, farbige Gluten auf den Horizont, die den Hintergrund des Bildes füllten. Auf diesem Grunde zeichnete sich scharf und klar die Gestalt ab, die voll Anmuth über dem Sattel schwebte, das Haupt mit stolzer Nackenbewegung hebend, die rechte Hand mit der Gerte auf die Mähnen des Thieres legend, ruhig und sicher, wie die Ariadne Danecker's auf ihrem Leoparden ruht. Von ihrem Gesichte war, wegen des blendenden Sonnenscheins, nichts sichtbar als das Profil, welches, regelmäßig und fein geschnitten, eine längliche Form des Antlitzes andeutete. In ihrer Haltung und in ihrem Wesen lag etwas Muthiges, ja fast Hochmüthiges; sie sandte ihre Blicke über das Land vor ihr aus, als ob diese Blicke ebenso viele Zauber seien, welche das ganze Gefilde ihrer Schönheit unterwerfen oder ihrer Intelligenz dienstbar machen müßten. Wäre der schöne Goldfuchs arabischen Bluts, der ungeduldig ins Gebiß schäumte, nur der unerläßliche weiße Zelter gewesen – man hätte sie für die holde Fee Romantik halten können, welche aus der Verborgenheit ihrer dunkeln Waldgründe hervorgekommen, um in stiller, abendlicher Stunde die ihrem Zauber untreu gewordenen Sterblichen aufs neue durch ihre Erscheinung zu verführen.

Sie wandte ihr Pferd und ritt, vergessend, daß sie ihren Diener, seines unruhigen Thieres wegen, hatte vorausreiten lassen und daß sie allein sei, in das Gehölz, um an der andern Seite desselben, da wo die Heerstraße es verließ, ebenfalls das warme Glühen der Landschaft, die voll und tief gefärbten Gründe, die duftigen Tinten der fernen Höhen zu bewundern. Denn sie fühlte sich gefesselt von ihnen und in poetischer Schwelgerei, in der Sucht ihres jungen Herzens, im Idealen zu schwärmen, liebte sie es zu vergessen, daß sie Wirklichkeit sehe, und dachte sich Bildern unendlich schöner Träumerei gegenüber.

Der Jude rief ihr halblaut und unterwürfig einen Gruß zu, als sie neben ihm war. Sie stutzte und hielt.

Seid Ihr es, Isaak Koppel?
Ja, ich bin es, gnädiges Fräulein, antwortete er, und sich erhebend, um der Dame so nahe zu treten, als seine Scheu vor ihrem Thiere es erlaubte, setzte er hinzu: Wenn Sie mir wollen erlauben, nebenher zu traben – ich hätte etwas Wichtiges dem gnädigen Fräulein zu erzählen!
Was habt Ihr mir zu sagen, Isaak? Ich danke Euch für Euere Gesellschaft, da ich allein bleiben will. So sprecht!
Man kann es nicht brechen übers Knie wie einen dürren Zweig.
Brecht es immerhin! Was wollt Ihr?
Der Jude zog mit einem eigenthümlichen, greinenden Verziehen seiner gelben, tiefgefurchten Gesichtszüge vier Goldstücke aus seiner Westentasche hervor und, indem er sie auf die flache Hand legte, die er der Reiterin entgegenstreckte, sagte er:
Nun so will ich's übers Knie brechen und sagen kurz: Geben Sie mir das Doppelte von dem und ich erzähle Ihnen, weshalb die Frau Gräfin von Quernheim in Ihrem Schlosse ist und was sie vorhat und was das gnädige Fräulein davon angeht. Es ist nicht Habsucht von mir, daß ich so spreche; ich möchte nicht sein ein Spion! Und Sie wissen selbst, ob der Isaak ist ein Ohrenbläser! Aber als ich Sie habe gesehen so fröhlich und so stolz auf dem schönen Goldfuchs halten, da ist mir's warm geworden ums Herz und ich habe gesagt: Isaak, sprich erst mit dem Fräulein und sieh, was sich machen läßt mit ihr! Der Mensch muß leben, Fräulein, und das Geld ist das Ende von jedem Dinge und von jedem Geschäft. Wollen Sie mir zahlen die acht Louisd'or? Bei Gott, es ist mehr werth, was ich Ihnen sagen kann, als lumpige acht Louisd'or.
Die Dame sah den Juden erstaunt an und hörte ihm mit großer Spannung zu; als er aber geendigt, wandte sie sich mit kalter Verachtung ab und mit den Worten: »Ihr seid ein Schuft, Isaak!« ritt sie langsam weiter in den Wald hinein.

Der Jude warf sein Bündel auf den Rükken und sah ihr mit einem schielen, grimmigen Blicke nach, während er murmelte: Nun, so reit' stolze Isabel, reit' in dein Verderben: ich hab's gut mit dir gemeint, aber es ist nicht meine Schuld, wenn dir's an Hals und Kragen geht. »Ihr seid ein Schuft, Isaak«, hat sie gesagt; o, das hat mir schon Mancher gesagt, aber Niemand ist so dafür bestraft worden, wie du es sein wirst!

Die Reiterin schien im nächsten Augenblicke den Juden und seinen unwürdigen Antrag vergessen und nur noch Sinne zu haben für das stille Leben des Waldes, das sie jetzt umgab. In träumerischer Versunkenheit gab sie diesem Reize sich hin. Die Sonnenstrahlen, denen es gelang, durch das Laubdach zu dringen, legten helle Flecken auf das Moos, dessen saftiges Grün den Boden überzog, oder spielten mit den noch dunkleren Epheublättern, welche Stämme und Aeste umrankten; hie und da sank ein gelbes Blatt mit leisem Gesurre nieder, eine Drossel pfiff mit hastigem Flügelschlage davon, den Zweig der Stechpalme zurückschnellend, der sie getragen hatte. Dies und das tiefe Gurren der Ringeltaube, das sachte Knarren der Aeste im Abendwinde, oder das Schwirren einer verspäteten Phaläne mit silberglänzenden Flügeln waren die einzigen Laute, welche die Stille zuweilen unterbrachen und wie Töne eines versteckten und unsichtbaren Webens der Natur hinter den grünen Hüllen des Sichtbaren hervordrangen.

Es ist ein Mysterium, ein verhülltes Allerheiligstes in jedem Walde, ein innerer Punkt, wo die webende und schaffende Macht sich birgt, der solch ein grüner Tempel über den grauen und moosigen Säulen auferbaut ist.

Unsere einsame Dame war bald an die Stelle gelangt, wo die Landstraße rechts ab aus dem Walde hinausbog, um in sanftem Abhange durch Wiesen- und Gartengründe in das tief unten liegende Städtchen zu führen. Hier wollte sie um- und heimkehren, als plötzlich etwas ihre Blicke fesselte und sie an die Stelle bannte. Sie sah aus dem Thore des

Ortes einen Reiter in gestreckter Carrière des Weges nach dem Walde zu daher sprengen. Eine Weile darauf kamen zwei andere Reiter, welche den ersten zu verfolgen schienen; es waren berittene Gendarmen, die ihre Thiere zur äußersten Anstrengung spornten. War nun das Pferd des Verfolgten ermüdet, oder war es ein schlechter Läufer – es verlor immer mehr Raum, die Häscher gewannen mit jedem Augenblick. Sie kamen näher und näher. Die Zuschauerin erkannte in dem Verfolgten einen großgebauten und elegant gekleideten jungen Mann. Ihr Herz schlug hörbar aus Theilnahme an dem spannenden Schauspiel – da, fast im selben Augenblick, waren Verfolger und Verfolgter hinter einem Gebüsch verschwunden, das am Wege stand und den freien Ueberblick über denselben unterbrach.

Sie haben ihn eingeholt, er ist verloren! rief die Dame athemlos. Nein – da ist der Kopf seines Pferdes wieder – er gewinnt Terrain – brav, brav!

Dieser letztere Ausruf bezog sich auf einen Satz, den der Verfolgte sein Pferd über den Weggraben machen ließ, in der Absicht, in gerader Richtung über eine Wiese zu sprengen, um welche der Weg in einer bedeutenden Krümmung herumlief. Die Gendarmen schienen diesen Satz nicht zu wagen oder dazu weniger taugliche Pferde zu haben. Sie mußten den Umweg machen und dadurch gelang es dem Verfolgten mit einem Vorsprung von etwa drei bis vier Minuten oben am Walde anzukommen; hier strauchelte aber sein Pferd, sank ermattet ins Knie und erhob sich nur mit Mühe und heftigem Keuchen wieder. Die Dame warf einen prüfenden Blick auf den Flüchtling: sein großes Auge sah mit einer gewissen stolzen Heiterkeit nach seinen Verfolgern um; das heftig geröthete Gesicht hatte edle Züge und einen Ausdruck von ungetrübter Jugendlichkeit. Er trug einen Reitanzug von feinem grünen Tuch und modernstem Schnitt. Nach dem ersten Blick auf ihn war der

Entschluß der Dame gefaßt; sie sprang mit großer Leichtigkeit von ihrem Goldfuchs und rief:
Nehmen Sie dies Pferd, es wird sie aus dem Bereich ihrer Verfolger bringen. Folgen Sie diesem Wege, bis Sie an ein Gut kommen. Es ist das meinige, dort sind sie sicher.
Der Fremde blickte erstaunt die schöne Unbekannte an, die ihm mit so hochherzigem Entschluß in den Weg trat, um ihm Rettung und Schutz zu bieten. Er schien einige Augenblicke zu zögern; dann, als in der Ferne die Stimmen der Verfolger laut wurden, glitt er rasch von seinem ermüdeten Thiere, war im nächsten Augenblicke in dem Damensattel auf dem Goldfuchs und nach einem anmuthigen Gruße ließ er diesen den Sporn fühlen.
Mein Leben für Sie, edle Dame! rief er aus, indem er einen innigen Blick des Dankes zurücksandte. Im nächsten Augenblick war das kräftige Pferd, wie ein vom Bogen abgeschossener Pfeil dahinfliegend, hinter den Bäumen des Waldes verschwunden.
Als die Dame sich wandte, um die lange Schleppe ihres Reitkleides, die sie am Gehen hinderte, aufzunehmen, stand der Jude hinter ihr und schlich mit seinem schielen Blicke an ihr vorüber.
Fünfzig Schritte weiter traf er mit den Gendarmen zusammen; sie sah ihn mit denselben sprechen, worauf diese sich damit begnügten, das hinterlassene Pferd des Flüchtlings aufzufangen, und mit demselben dann wieder der Stadt zu ritten. Sie selbst ging durch den Wald zurück mit einem höchst gemischten Gefühl von Beklommenheit und von Zufriedenheit mit einer Handlung, welche aus der ersten ungeprüften Eingebung eines vielleicht zu rasch vertrauenden Herzens entsprungen war.
Du bist eine Thörin, sagte sie sich, deinen treuen Ali einem wildfremden, von Gendarmen verfolgten Menschen anvertraut zu haben, dessen nächstes Interesse es sein muß, so weit zu fliehen, wie ihn nur irgend die vier unermüdlichen Füße deines Pferdes tragen.

Aber trotz des hohen Grades von Wahrscheinlichkeit, den diese Befürchtung hatte, konnte unsre Dame eine Art inneren Bewußtseins nicht unterdrücken, das ihr sagte, der Fremde sei nicht im Stande, ihr Vertrauen zu täuschen.
Als sie die Stelle erreicht hatte, wo der Jude sie angeredet, kam der Reitknecht, der Peggy hieß und ein Irländer war, in tödtlicher Bestürzung ihr entgegengaloppirt. Da er den Goldfuchs unter einem fremden Reiter in Carrière an sich hatte vorübersausen sehen, hatte er natürlich seine Herrin beraubt, vielleicht misshandelt glauben müssen.
O Mylady, rief er aus, athemlos und vor Bewegung zitternd, da sind Sie ja! Gottes Gnade ist groß! Der Spitzbube – der Strauchdieb – der –
Still! sagte das Fräulein unwillig, glaubst du, es nähme mir jemand mein Pferd, dem ich es nicht übergäbe? Ali ist ein gutes Thier und seine Reiterin, denk' ich, setzte sie lachend hinzu, macht ihm keine Schande.
Gott sei's geklagt, wenn das Thier nicht noch zuweilen die Vernunft hätte und einen Graben zu breit und eine Hecke zu hoch fände, Sie thäten's gewiß nicht!
Komm, sagte das Fräulein und schritt auf ihrem Heimweg weiter. Peggy folgte in ehrerbietiger Entfernung, mit der Frage beschäftigt, wer der fremde Mensch sein könne, dem seine Gebieterin den kostbaren Goldfuchs anvertraut habe.

Zweites Kapitel

Wir folgen dem Juden auf seiner Wanderung. Langsam wandelnd hatte er den Ort im Thale nach einer Viertelstunde erreicht. Er schritt, ohne sich aufzuhalten, durch das ganze Städtchen, von dem Geschrei der Gassenbuben begrüßt, denen er Knallerbsen zu verhandeln pflegte und die sich das Vergnügen machten, nach ihm und seinem Pudel zu werfen, ohne daß Isaak Koppel sich viel darum gekümmert hätte. Als er das entgegengesetzte Thor erreicht hatte, war es Abend geworden und die Sterne traten am klaren Himmel hervor. Isaak wandte sich links durch Gärten, bis

er an einen freien Rasenplatz kam, auf dessen Mitte ein großes steinernes Crucifix und vor demselben einige Bänke zum Knieen für Betende standen. Hier ließ er den Sack von seinem Rücken gleiten, setzte sich und begann den Inhalt seiner Bürde zu durchwühlen. Nach einer Weile schien er gefunden zu haben, was er suchte; es waren zwei gläserne Phiolen, beide mit farbigen Flüssigkeiten gefüllt. Der Jude schüttelte sie und hob sie empor, um nach dem Inhalte zu sehen; dann barg er sie in der Brusttasche und stützte nachdenklich die Stirn auf seine flache Hand.

Der Mond hatte sich erhoben und übergoß mit einem weißbläulichen Licht das Crucifix, welches gespenstische Arme zum Abendhimmel ausstreckte, während der Körper des gemordeten Dulders in dem kalten Lichte Leben bekommen zu haben schien. Der Jude, der unten kauerte, die dürftige, langgestreckte Gestalt im erhandelten Frack, welcher Handgelenk und Hände in unmäßiger Länge hervortreten ließ, saß dagegen so regungslos da, als sei er eine aus Stein gebildete Gestalt.

Isaak Koppel, der lange, dürre Jude von Wehm, wie man ihn auch nach seinem Geburtsort nannte, hätte übrigens nicht erst im Mondschein sich unter einem Crucifix hinzukauern gebraucht, um auf Manche einen unheimlichen Eindruck zu machen. Er war gefürchtet und gehaßt. Die Landleute schrieben ihm gewisse räthselhafte Kenntnisse zu: er war ein gesuchter Vieharzt, er verstand aus den Linien der Hand wahrzusagen und wenn die Genauigkeit und Unfehlbarkeit seiner Prophezeihungen auch Gegenstand großen Streites in der Gegend blieb, so hatte er desto unläugbarer zwei andere ungewöhnliche Eigenschaften. Isaak besaß nämlich ein fabelhaftes Gedächt-niß, sodaß er jeden Vers des alten Testamentes herzusagen wußte, sobald man ihm das erste Wort nannte; und dann einen noch unbegreiflicheren Zahlensinn. Man konnte eine Handvoll Bohnen vor ihm auf den Tisch legen und im nächsten Augenblick hatte Isaak Koppel ihre richtige Zahl gesagt.

Uebrigens liebte Isaak es, einen unheimlichen Eindruck zu machen. Er umgab sich gern mit Geheimnissen, schon aus angeborner Neigung, oder aus Eitelkeit, wenn es ihm auch nicht bei seinem Erwerbszweige von wesentlichem Förderniß gewesen wäre; und jedes Ding mit viel größerer Wichtigkeit und Feierlichkeit zu beginnen, als sich am Ende nöthig zeigte, besonders wenn es dienen konnte, Andere zu ängstigen, lag in seinem Charakter.

Die Glocken schlugen im Städtchen und der Jude fuhr empor; er wanderte nun längs des halbverschütteten Stadtgrabens her, bis er die hintere Umzäunung eines Gartens erreichte, an dessen jenseitigem Ende ein einstöckiges Haus sein rothes Ziegeldach aus den Wipfeln der Obstbäume emporhob, die es gegen Südwest hin dicht umstanden. Der Jude übersprang den Zaun, schritt durch die Gartenpfade und näherte sich vorsichtig einem der Fenster, aus dem Licht schimmerte. Leise bog er die üppigen Weinreben zur Seite, welche die untern Scheiben übersponnen hatten, und versuchte trotz der Gardinen, die im Innern niedergelassen waren, einen Blick in das Zimmer zu gewinnen.

Es gelang ihm; eine Ecke des weißen Musselinvorhangs hatte sich in eine große Falte umgeschlagen und gab den spähenden Blicken Isaaks Raum. In dem Zimmer waren zwei Männer, ein älterer und ein junger, der in der Mitte der Zwanziger stehen mochte; dieser stürmte mit verzweiflungsvollen Geberden in dem Gemache auf und ab, rang die Hände, stierte eine Weile einen Fleck auf dem Boden an und warf sich dann plötzlich mit dem Ausdruck völliger Vernichtung an die Brust des andern, des ältern Mannes; dieser aber schien für ihn keinen Trost zu haben; er saß wie theilnahmlos in einem Lehnstuhl, aber seine Rechte fuhr von Zeit zu Zeit mit einem Tuche nach seinen Wimpern. Der Jude schien sich eine Zeit lang am Anblicke der beiden von Gram und Schmerz niedergedrückten Männer zu weiden. Dann schritt er um das Haus, bis er an die der Straße zugekehrte Seite desselben kam und zog die Klingel.

Ich muß den Herrn Physikus sprechen, sagte er der öffnenden Magd und drängte sich ihr nach in das Zimmer, in welches sie eintrat, um ihn zu melden. Ohne abzuwarten, ob er willkommen geheißen werde oder nicht, sagte er:
Hier bin ich schon, Herr Physikus; guten Abend! Der Isaak Koppel ist's, der kommt; guten Abend, Herr Doctor, wie geht es, Herr Doctor?
Was wollt Ihr? sagte der Physikus, ihm entgegengehend, während der jüngere Mann, den Isaak als Doctor begrüßt hatte, sich in die Nische des Fensters zurückzog, durch welches er vorhin von schielen und spähenden Blicken beobachtet worden war.
Was ich will? nun, ich will fragen wie's geht mit der jungen Frau! Ich habe gehört, wie sie ist so krank geworden mit einem Mal, und da hab' ich gedacht, der Herr Physikus ist ein freundlicher Mann und ein gelehrter Mann, daß die Kranken zu ihm kommen von nah und fern; jetzt ist seine leibliche Tochter krank und liegt auf den Tod, wie die Leute sagen, und da sollst du hingehen, Isaak, habe ich gedacht, und helfen dem hochgelehrten Herrn Physikus mit einem kleinen Mittelchen!
Es lag ein gewisser Hohn in diesen Worten, der den Physikus reizte und ihn kurz und trocken antworten ließ: Ich brauche Eure Mittelchen nicht, Isaak. Geht und laßt uns in Ruhe.
Der Jude war unterdeß in einen Alkoven getreten, welcher sich neben dem Zimmer befand, durch einen grünen Vorhang davon getrennt. Die Tochter des Arztes, des jüngeren Mannes neuvermählte Frau, lag hier, im letzten Stadium einer allem Anschein nach tödtlichen Krankheit.
Sie lag mit halbgeschlossenen Augen, wie besinnungslos: das feingeschnittene Gesicht war tief eingefallen und die langen, schwarzen Wimpern der Augenlider hoben sich auf der leichenhaften Blässe der Haut doppelt stark hervor; die Stirn netzten dicke Tropfen Schweißes und die auf der Decke ruhenden Hände waren brennend heiß.

Isaak wollte eine dieser Hände ergreifen und nach dem Puls fühlen, als der jüngere Mann, der Gatte der Kranken und des Gerichtsarztes Assistent, rasch zwischen ihn und das Bett trat mit dem Ausruf: Rührt sie nicht an! geht fort von hier!

Ihr stört uns, Isaak Koppel; geht Eures Weges, sagte der Vater.

Mein, mein komm' ich doch, um zu helfen und zu retten!

Es ist nichts mehr zu retten, sagte mit düsterer Resignation der Gerichtsarzt. Laßt uns allein!

Herr Physikus, so wahr ich Isaak heiße, ich will Ihre Tochter heilen von der Krankheit, wenn es ist die Krankheit, welche ich im vergangenen Winter geheilt habe mit meinem Tranke. Sie wissen, wie krank die Margareth Holling war!

Der Arzt zuckte die Achseln.

Der Jude zog seine Phiolen heraus und hielt sie gegen das Licht.

In einem dieser Gläschen ist Leben für Ihr Kind, Herr Physikus. Mein Vater hat das Mittel mit sich gebracht, als er gekommen ist aus Smyrna, mit 'nem englischen Schiff nach Triest und so ins Land hinein; und er hat mir das Mittel vermacht und hat zu mir gesprochen auf seinem Todesbett: ich hinterlasse dir kein Gold, Isaak, hat er gesagt, und keine Schätze, aber ich hinterlasse dir die Mittel, so sich ererbt haben in unserm Stamm seit undenklichen Jahren; eines gegen das heiße Fieber und das andere gegen die Zehrung. Jetzt, Herr Physikus, soll ich Ihre Tochter heilen mit dem Mittelchen gegen das Fieber?

Der Arzt schüttelte den Kopf, der jüngere Mann, der die unerklärliche Heilung eines Mädchens beobachtet hatte, welche von ihm und seinem Schwiegervater vollständig aufgegeben war, und auf die sich der Jude vorhin berufen hatte, griff dagegen jetzt begierig den letzten Schimmer von Hoffnung auf, der sich ihm zeigte.

Es ist nichts zu verlieren! sagte er; wäre es Gift, das Mittel des Juden, es könnte nichts schlimmer machen. Darüber sind wir Beide einig.
Der Arzt zuckte nochmals die Achseln, ließ sich die Phiolen Isaak's reichen und prüfte sie mit ungläubigen Mienen.
Herr Doctor, sagte Isaak, gehen Sie einen Augenblick hinaus, ich habe ein Wort im Geheim zu reden mit dem Herrn Physikus.
Ich erlaube Euch, Euer Mittel zu versuchen, Isaak, sagte der Doctor und ging.
Herr Physikus, hob nun der Jude an, Sie glauben nicht an mein Mittel, daß es wirkt: ich selber will auch nicht mein Leben und meine Seele darauf verwetten. Habe ich doch noch nicht einmal den Puls der Kranken fühlen dürfen! Nun will ich Ihnen machen einen Vorschlag: ich will versuchen meinen Trank; hilft er nicht, so will ich haben keine Bezahlung, keinen Heller sollen Sie mir geben dürfen, Herr! Will's aber Gott, daß er hilft, mein Trank, so soll der Herr Physikus gehen mit mir diese Nacht und soll mir folgen, wohin ich ihn führe, und soll da thun, was man verlangt von ihm und schwören auf sein Bibelbuch, daß er kein Wort will sagen von Allem, was er sieht, in keines Menschen Ohr, so da lebt oder noch leben wird!
Jude! was verlangst du von mir? für wen hältst du mich? fuhr der Arzt auf.
Mein, mein, ich will dem Herrn Physikus die kranke Tochter heilen, dafür soll er mir auch heilen einen Kranken: was kann billiger sein? Aug' um Aug'! Soll ich mich verschwören, daß ihm nichts Uebles wird geschehen? daß man nichts wird verlangen, was er nicht leicht und ohne Müh' thun könnte? Soll ich mich verschwören?
Der Arzt schlug seine beiden Hände vor die Stirn und schien sich zu sammeln nach der ersten äußersten Ueberraschung, in welche ihn ein solcher Vorschlag versetzt hatte. Können Sie doch leicht sagen ja, wenn Sie glauben, mein Mittel ist unnütz, fuhr Isaak fort. Und wenn Sie durch

einen bloßen Gang, nur ein Stündchen weit, ihre Tochter vom Tode retten können und thun es nicht, Herr Amtsphysikus, sind Sie dann ein guter Vater, ein rechtlicher Mann, ein frommer Christ, Herr Amtsphysikus Pauli! Ich sage Ihnen, wenn mein Mittel nicht schleunig zu Hülfe kommt und Sie mir nicht sind zu Willen, so stirbt Ihre Tochter und Ihr Schwiegersohn grämt sich dahin, wie ein welkes Blatt, bis der Herbstwind es fortweht, und ihr Haus wird verödet stehen, die Trübsal wird Sie heimsuchen, wie sie heimsuchte Job, und Sie sind ein geschlagener Mann, Herr Amtsphysikus Johann Wilhelm Pauli!

Der Arzt sprang auf, sah den Juden mit durchbohrendem Blick an und trat dann an das Bett seines sterbenden Kindes; er fühlte nach dem Puls, legte die Hand auf das fiebernd klopfende Herz der Kranken, dann drückte er einen Kuß auf ihre blauen Lippen, wandte sich und sagte: Zahlt dir das Mittel, das du hast, kein Geld?

Der Jude hatte unterdeß aufmerksam die Kranke beobachtet. Jetzt, als der Arzt die Vorhänge des Alkovens wieder hatte zufallen lassen, schien er bei sich zu überlegen. Es war ein Augenblick fürchterlicher Spannung für den Gerichtsarzt.

Geld? versetzte darauf Isaak. Hättet Ihr mich aufgenommen wie Einen, der da kommt, das Heil zu bringen, und geglaubt an mein Mittel, so wäre ich vielleicht zufrieden gewesen mit Geld; so aber habt ihr mich hinausgewiesen, »geh!« hat der Eine gesagt, »scher dich hinaus!« der Andere: das will ich mir nicht bezahlen lassen mit Geld, sondern ich will für meine Hülfe nichts Anderes mehr, als die Gewogenheit und Freundschaft des Herrn Amtsphysikus Johann Wilhelm Pauli in Birkenheim und daß er mir soll nie mehr in seinem Leben sagen dürfen: Geh hinaus, Jude, scher dich fort, Isaak! wie man sagt zu einem Pudel.

Jude, sag, was soll ich thun!?

Mir folgen in jeder Nacht, wann ich es verlange, und wenn's auch nur wäre, um meinen Hund zu curiren. Was

nehmen Sie Anstand? Glauben Sie doch nicht an meine Mittel? – Es ist acht Uhr jetzt, ich will das Elixir der Kranken eingeben: wenn sie nach drei Stunden besser ist und hat die Krisis überstanden, sind Sie mir pflichtig zu folgen; doch will ich warten eine Stunde länger bis um zwölf, daß Sie sehen können, wie mein Trank wirkt und daß Sie sicher sind, Ihre Tochter ist in der Besserung. Nun? sagen Sie ja oder nein – die Zeit drängt – soll ich oder nicht?
Du bist wie die Schlange, aus der der Satan spricht! flüsterte der Arzt unschlüssig.
Es geht um Leben und Tod! sagte der Jude.
Ja, ja, um Leben und Tod, schrie der junge Mann, der in diesem Augenblick wieder ins Zimmer stürzte und sich vor dem Bett seiner sterbenden Frau auf die Knie warf – o Vater, Vater, um Ihrer Seligkeit willen, lassen Sie den Juden sein Mittel versuchen!
Nun, so mag es um meine Seligkeit gehen, versetzte düster der Gerichtsarzt.
In Isaak's Auge blitzte ein Strahl boshafter Freude, dann sagte er trocken: Doctor, ein Glas Wasser!
Der junge Mann eilte hinaus. Isaak ergriff schnell die Bibel, die auf dem Nachttisch vor dem Bett der Kranken lag, schlug sie auf und, indem er sie dem Arzt hinhielt, sagte er leise: Schwören Sie mir, wenn ich Ihr Kind heile, mir zu folgen, wann ich will, wohin ich will, und zu thun, was man von Ihnen verlangt und was Sie thun können, ohne Gefahr und ohne eignen Schaden? Schwören Sie, zu schweigen gegen Freund und Kind, gegen Weib oder Mann, über Alles, was Sie werden sehen oder hören?
Der Arzt legte die Rechte auf das Buch und sagte erbebend: Ich schwöre dir das, Isaak, wenn du mein Kind rettest!
Der junge Mann kam mit dem Wasser; Isaak warf schnell das Buch zur Seite und trat ans Bett der Kranken, deren Puls er fühlte. Dann begann er ihre Schläfe und ihre Fußsohlen zu reiben, wobei er mystische Worte murmelte, und als die junge Frau darauf tiefer zu athmen und mit den

Augenlidern zu zwinkern begann, flößte er ihr zwei Eßlöffel voll von seinem Elixir ein.
Zehn Minuten vergingen, während deren der Jude gespannt fortwährend den Puls der Kranken gefaßt hielt. Dann wandte er sich zum Arzt und sagte: Herr Amtsphysikus, fühlen Sie ihr den Puls. Wie geht der Puls?
Die Kranke ward unruhig; sie warf sich auf die andere Seite, öffnete und schloß die Augen und mit zurückkehrendem Bewußtsein verlangte sie zu trinken.
Isaak wusch ihre Stirn mit Wasser, aber er verbot, ihr zu trinken zu geben.
Wie geht der Puls, Herr Amtsphysikus?
Dieser antwortete nicht, sein Schwiegersohn aber trat hinzu und sagte nach kurzer Untersuchung: schneller und unruhiger, aber stärker.
Nach einer halben Stunde ließ die Unruhe der Kranken nach; sie dehnte sich lang aus, athmete tief aus der Brust, als ob sie eine Art Wohlbehagens fühle, und mit dem Worte: Bist du da, Eugen? machte sie eine Armbewegung, um ihrem Manne die Hand zu reichen, ließ diese darauf müde niedersinken, wandte den Kopf und schlummerte ein.
Der Schlummer wurde tiefer und ruhiger mit jeder Minute.

Nach Verlauf von zwei Stunden, die den drei Männern in ihrer ängstlichen Spannung unbeachtet verflogen, sagte der junge Arzt, der von Zeit zu Zeit ging, um die Athemzüge seiner Frau zu beobachten und ihren Herzschlag zu prüfen, mit einer lauten Aufwallung von Freude, die er nicht mehr unterdrücken konnte: Die Krisis geht vorüber, sie übersteht's!
Die Züge des älteren Mannes belebten sich einen Augenblick und seine Blicke glänzten freudig; dann blieben sie, mit eigenthümlichem Ausdruck, in dem Verwunderung und Angst die Freude dämpfte, auf dem Juden haften.
Herr Amtsphysikus, sagte dieser, mit Verlaub, was hat Ihnen wol das Studiren gekostet? Ich habe einen Buben,

den will ich nicht studiren lassen, darum möcht' ich wissen, was es mag kosten, daß ich auch weiß, wie viel ich erspare an dem Jungen. Gewiß wol zweitausend Thaler, Herr Amtsphysikus. Hab ich Recht? Zweitausend Thaler! und ebenso viel hat's dort dem Doctor gekostet, also zusammen viertausend Thaler; mein, mein, wie viel Geld! aber es ist auch schön, wenn man ein berühmter Mann ist und kann curiren alle Krankheiten auf Erden, wie der Herr Amtsphysikus Johann Wilhelm Pauli in Birkenheim!

Der Arzt antwortete auf den Hohn des Juden nicht und dieser fuhr fort: Jetzt ist's beinahe eilf Uhr und ich habe mein Wort gelöst; mit Verlaub will ich gehen in die Küche und lassen mir zu essen geben, denn mich hungert. Wenn die Frau Doctorin erwacht, muß sie noch einen Eßlöffel voll von der Medicin nehmen. Um zwölf Uhr frag' ich wieder zu, Herr Amtsphysikus.

Isaak ging. Nach einer halben Stunde erwachte die Kranke, sie war bei völligem Bewußtsein.

Eugen, Eugen, wie ist mir wohl! sagte sie. Ich habe wilde, wüste Träume gehabt; ich bin matt davon, aber meine Brust ist frei.

Man gab ihr von dem Tranke; dann nahm sie die Hand ihres Vaters, küßte sie und flüsterte: Wärst du nicht bei mir gewesen mit deiner Kunst, lieb Väterchen, ich wäre gewiß gestorben, so weh und schlimm war mir! – Eugen wird eifersüchtig, setzte sie lächelnd hinzu: Eugen, bist du eifersüchtig auf des Vaters Heiltränke, die mich gerettet haben? Eugen beugte sich mit freudeglänzenden Augen über sie und verwies ihr das Sprechen, während der Physikus sich schmerzlich getroffen abwandte. Sie fiel, nachdem sie einige Augenblicke lang mit den Fingern ihres jungen Mannes getändelt hatte, wieder in einen Schlaf, der nach und nach so ruhig wurde, daß den beiden Aerzten kein Zweifel mehr blieb: die junge Frau war gerettet durch das Geheimmittel des Hebräers.

Die Glocken der Stadtthürme summten zwölf Uhr. Der Jude steckte den Kopf durch die Thüre; der Doctor flüsterte ihm in froher Hast entgegen: Isaak, sie ist viel, viel besser! Aber dieser achtete nicht darauf, sondern sagte:
Herr Amtsphysikus Johann Wilhelm Pauli, auf ein Wort!
Der Gerichtsarzt schauderte zusammen, als das lange, markirte Gesicht mit den schielenden Blicken wieder vor ihm auftauchte; doch sagte er gefaßt und entschlossen zu seinem Schwiegersohne: Mir thut Ruhe noth; wachen Sie, Eugen, bis ich komme und Sie ablöse. Dann verließ er sacht das Krankenzimmer.
Wohin nun? was willst du von mir? fragte er draußen den Juden.
Nehmen Sie Hut und Stock und nehmen Sie auch Ihr Amtssiegel und Stempelpapier, Herr Physikus. Vergessen Sie auch nicht den Mantel, daß sie sich nicht verkälten, denn es ist eine kühle Nacht!
Der Gerichtsarzt that, wie der Jude verlangte. Dann verließen Beide durch eine Hinterthür das Haus. Isaak Koppel schlug eilig einen Fußsteig ein, der vor der Stadt wegführte. In seinen Mantel gehüllt folgte ihm der Arzt, eine kräftige Gestalt, von seinen Jahren noch ungebeugt. Beide gingen schweigend, wie ihre vom Mondlicht in riesigen Verhältnissen auf die Wiesengründe hingezeichneten Schatten. Aufquellende weiße Nebelbänke, durch welche sie der Fußweg führte, bildeten flatternd und ziehend ihre Begleiter.

Drittes Kapitel

Als der flüchtige Reiter, den wir vorhin davon sprengen sahen, eine Weile fortgeritten war, ohne daß seine Verfolger aus dem Walde auftauchten, den er längst hinter sich hatte, zog er die Zügel seines Pferdes an und ließ es verschnaufen, um zugleich selbst sich sammeln und über seine Lage nachdenken zu können.

Ein seltsamer Empfang in dem Lande, das meine Heimat werden soll! sagte er, die Schweißtropfen seiner Stirn trocknend. Was ist jetzt zu thun? Das Klügste wäre, ohne Bedenken gleich so weit zu reiten, bis ich außerhalb des Bereiches dieser heiligen Hermandad bin; aber ich befürchte, ich komme so wenig an dem Schlosse dieses seltsamen, bildschönen Mädchens oder dieser Frau vorüber, wie Rinald an den Gärten Armidens. Und wenn ich diesen fabelhaften Goldfuchs auch mit stummem Danke an das Gitterthor ihres Palastes bände und dann weiter wanderte, so würde sie doch schwerlich meinen braunen Reiseklepper, den ich in ihrem Besitze gelassen habe, als zartes Andenken zu behalten geneigt sein.

Der Flüchtling kam in der That nicht an dem Thore des Gutes vorüber, welches ihm die Dame als das ihrige bezeichnet hatte. Eine Allee von Eichen führte von dem Heerwege ab und zu dem Gebäude, das in großartigen Dimensionen vor ihm auftauchte. Es war ein dicht zusammengeschobenes Ganze, bestehend aus Thürmen und alten Bautheilen, die in der Kindheit der Maurerkunst aus unbehauenen Feldsteinen aufgeschichtet schienen, und aus einer neuern Partie, einem Flügel mit großen Spiegelfenstern, die umrahmt waren von reichen Steinmetzarbeiten im Geschmack der Zeit des Erbfolgekriegs. Ein breiter Wassergraben voll Schilf umgab das wettergraue Schloß, das nur einen Zugang zu haben schien und zwar über eine gemauerte Brücke, welche durch ein Gitterthor unmittelbar auf einen innern Hof führte. Die eine Seite dieses Hofes bildeten zwei Reihen übereinander gestellter rundbogiger Arkaden; ein zahlloser Reichthum von Hirschgeweihen zeichnete darunter sein krummes Geäst auf den frisch geweißten Wänden ab.

Der Hof war leer; der Fremde rief und pfiff, aber Niemand kam, mit Ausnahme eines Jagdhundes, der sich aus einer offnen Corridorthüre stürzte und dann schnuppernd um den Fremden herumschlich; außer ihm schienen nur die

krächzend um die Schlöte fahrenden Dohlen das große Gebäude zu bewohnen.
Der Reiter band den Goldfuchs an einen Mauerring und trat durch eine Thür ins Innere; er sah einen breiten und niedern Gang vor sich, eine Art wüster Halle, in der die Dielen unter seinen Schritten aufklappten; rechts und links Thüren und dazwischen große Bilder in schwarzen Rahmen, wie es schien, denn um etwas deutlich zu erkennen herrschte zu tiefe Dämmerung, fast Nacht in dem Raume. Am entgegengesetzten Ende war ein Fenster; der Fremde schaute durch dasselbe hinaus und sah, daß es eine Glasthüre war, die auf einen Balkon führte. Er öffnete sie; der Balkon lief, von einem rostigen Eisengitter geschützt, den ganzen Flügel des Schlosses entlang und der Fremde schritt darauf an einer Reihe dunkler Fenster hin weiter, bis eine vorspringende Mauerecke kam und den Weg abschnitt. Vor ihm, jenseit des Grabens, lagen große Gärten mit Taxushecken und mythologischen Steinfiguren; drüben hinter den Gärten rauschte mit dunkeln Wipfeln der Wald, in den Alleen geschlagen waren und den große Rasenstücke, eine Art von Buchten bildend, von den Gärten trennten. Kaum noch erkennbar in der Dämmerung wurden auf diesen Gründen einzelne Hirsche sichtbar, die hier ungestört und unbefehdet schienen weiden zu können.
Ein Geräusch wurde hinter dem Fremden hörbar, er blickte um sich und sah ein Mädchen, eine Zofe schien's, mit einem Lichte in der Hand in dem Zimmer stehen, dessen Fenster unmittelbar hinter ihm lag. Als er sich umwandte, setzte sie das Licht auf einen Tisch, nahm einen Brief, der darauf lag, und indem sie das Fenster öffnete, sagte sie:
Sind Sie schon da, gnädiger Herr? Wie kommen Sie dahin? Sie sollen baldmöglichst wieder abreisen, die Gräfin kann Sie nicht sehen, aber hier ist ein Billet von ihr.
Der Fremde nahm das Billet, die Zofe schloß das Fenster und verschwand.

Also eine Gräfin! und schon so lange wieder hier, daß sie mir diese Zeilen hat schreiben können! Unbegreiflich!

Rezension Gutzkows zu »Die Ritterbürtigen«

Die Gattungen der Poesie erleben in neuerer Zeit sonderbare Wandelungen. Eine Form verdrängt die andere, ein Genre löst das andere ab. Bald blitzt es durch den deutschen Dichterwald nur von den goldenen Harfen der Lyriker, und in dem, was die Saiten klingen, ist bald der Lenz, bald die Tendenz Mode. Dann trappelt mit einem Mal alles auf die hohlen Bretter, welche die Welt bedeuten, und jeder hat seine Tragödie, jetzt sogar schon sein Lustspiel geschrieben. Plötzlich hat König Zeitgeist, der alles beherrscht und nichts mehr als die Literatur, in seinem Halbschlaf wieder einen andern Traum, wieder eine andere Grille, wieder ein anderes »zeitgemäßes Bedürfnis«, und die Epiker kommen wieder angewallt mit ihren langen Schleppgewändern von drei- und vierbändigen Romanen. Die letzte Krisis scheint jetzt eingetreten.

Es war die höchste Zeit! Der deutsche Roman, der kurz nach den politischen und moralischen Gärungen der Juliusrevolution allen Fragen der Zeit einen möglichst lebendigen Ausdruck gab, schien abhanden gekommen. Alle vulkanischen Schöpfungen aus der neuesten Sturm- und Drangperiode: Hohe Braut, Waldenser, junges Europa, Seraphine, Madonna, Klosternovellen, Basedow, Sigismund Wieses religiöse Lehrromane, Willkomms Europamüden, W. Angelsterns Wuppertaler Familienkonflikte und tutti quanti bis zu Tiecks Vittoria Accorombona – das alles trat sehr schnell in den Hintergrund und machte neuen Geschmacksrichtungen, besonders der geharnischten Lyrik, Platz. Noch vor kurzer Zeit schien es, als würde das Bedürfnis der Romanenunterhaltung nur noch durch unsere patriotischen Eugène-Sue-Übersetzer und unsere schrei-

benden Freifrauen befriedigt. Endlich scheint sich auch das wieder ändern zu wollen. Wie verlautet, werden uns Kühne, König, Dingelstedt bald mit größern Romanen überraschen, und der vorliegende von Levin Schücking bildet den ehrenvollen Anfang einer Reaktion, der wir den glücklichsten Fortgang wünschen.

Die »Ritterbürtigen« sind die erste größere Dichtung eines Schriftstellers, der seit zehn Jahren der Lesewelt schon manche wertvolle Gabe gespendet hat. Schückings Name möchte sich durch seine kritischen Talente wohl am verdienstvollsten bisher herausgestellt haben. Dieser Schriftsteller begann beinahe als Dilettant. Erst allmählich wurzelte er sich auf dem schöpferischen Boden der Literatur ein, erst allmählich ging er von der Analyse fremder Arbeiten zu eigenen Versuchen über. Wir haben wenig Kritiker von einer so bescheidenen Zurückhaltung eigener Ansprüche, von einer so gemütvollen Vertiefung in fremde Eigentümlichkeiten, von einer so umfassenden Kenntnis der ausländischen Literaturen, die, mit Einheimischem in Vergleichung gesetzt, die Feststellung allgemeiner Geschmacksregeln erleichtern. L. Schücking gehört allerdings nicht zu unsern neuern kritischen Theoretikern, die jeden Standpunkt, auf dem man nicht ihre doktrinären Formeln nachlallt, für »überwunden« erklären; aber gerade Unabhängigkeit von dieser trockenen Scholastik ist ein Verdienst dieses Kritikers. Er hat sich den Sinn für persönliche dichterische Freiheit erhalten, er gestattet dem Individuum in der Literatur eine bunte fröhliche Pflanzenvegetation, er läßt jedem das Recht, in dem belebenden Glanz der Sonne nach eigenem Behagen sich zu ergehen. Er hat sich jene unbefangene Anerkennung alles dessen erhalten, was, unbekümmert um einen nach rechts oder links hin unterwürfigen Zweck, aus einer ursprünglichen Kraft hervorgegangen ist und jene ewige literarhistorische Wahrheit vertritt, daß das allein Dauernde dem harmlosesten Ursprung entstanden ist.

Der eigene schöpferische Versuch ist diesem Schriftsteller nicht immer mit gleichem Erfolg gelungen. Doch hat er verstanden, bei alledem sich vor den Augen des sinnigen Beobachters eine ganz eigentümliche Umrahmung seines Wesens, was die Franzosen Spezialität nennen, zu geben. Levin Schückings Phantasie wird uns fast immer in katholische Gegenden, am liebsten nach Westfalen führen. Dort auf der »roten Erde« klopft seine Muse am liebsten an jene alten Schlösser aus dem siebzehnten Jahrhundert an, die zwischen der Romantik der alten und dem Komfort der neuen Zeit in der Mitte liegen. Eine Levin Schückingsche Dichtung beginnt mit einer stolzen Pappelallee, die uns an ein steinernes wappengeschmücktes Tor führt. Es öffnet sich. Wir stehen in einem weiten grasbewachsenen Hofe, eine Linde rauscht, ein Brunnen von grüner Bronze plätschert, ein Kruzifix von rotem Sandstein steht unter der Linde und neben ihr für die Abendruhe eine steinerne Bank; rings das einfache, hier nicht ganz vollendete, dort schon verfallene Schloß mit langen modernen Fenstern und an den Ecken hervorspringenden antiken Türmchen und Erkern. Drinnen begegnen uns Stiftsfräulein, Domherren, fromme gläubige, zuweilen geistersehende Gemüter, Personen aus der Münsterschen Zeit der Gallitzin, der Fürstenberge, der Hemsterhuis. Gern führt uns der Dichter an erhabene Portale gotischer Dome, gern läßt er uns mit hallendem Tritt durch die felsenfeste und tausend Jahre vor Anker liegende unerschütterliche Ruhe gotischer Kirchenschiffe schreiten, gern führt er uns an zierlich geschnitzte, schwarze, ehrwürdig gealterte Beichtstühle, gern labt sich sein Auge an den bunten Glasteppichen der Hochaltarfenster oder dem brennenden Licht der gläsernen Rosen; gern weidet er sich an der gestickten Pracht von Meßgewändern und ruht sich dann, von Wanderungen ermüdet, am liebsten in Klostergärten oder in den stillen Parken aus, die sich oft so erhaben schweigsam und von hohen geheimnisvollen

Mauern eingefriedigt hinter Abteien und bischöflichen Palästen erheben.

Daß aber für den poetischen Sinn Levin Schückings dies alles nur eine äußere, seiner Phantasie und seinem Herzen wohltuende Staffage, eine bloße Landschaftsmalerei der Sinne ist, beweist der vorliegende Roman. Wie immer finden sich auch hier alle romantischen Liebhabereien dieses Schriftstellers wieder, aber verbunden mit der entschiedensten Protestation gegen jede etwa daraus herzuleitende Meinung von einer unfreien und mit dem Geist, der in diesen abgeschiedenen Räumlichkeiten wehte, übereinstimmenden Gesinnung. Im Gegenteil finden wir Levin Schücking in diesem Roman, was Meinungen und Glaubensbekenntnisse anlangt, von einer Entschiedenheit, die den Gleichgestimmten erfreuen und auch dem Gegner Achtung abgewinnen muß.

Ob die polemische Absicht des berufenen französischen Schriftstellers [gemeint ist Eugène Sue] auf diesen Roman gewirkt hat, wissen wir nicht. Allgunde von Quernheim hat manche Ähnlichkeit mit der Fürstin von St. Dizier und Theo von Blankenaar eine noch unverkennbarere mit dem Fräulein von Cardoville. Für die Jesuitenfrage ist die einheimische und speziell preußische der Stiftung des Autonomenbundes gewählt worden. Die Ritterbürtigen des Titelblattes sind eben jene Autonomen, die in Preußen die Stiftung einer geschlossenen Adelskette durchgesetzt haben. Der Dichter, selbst aus jenen rheinischen Gegenden gebürtig und lange mit dem gesellschaftlichen Leben der dortigen höhern Adelsklassen vertraut, hat uns durch dieses Werk Situationen, Persönlichkeiten, Erlebnisse vorgeführt, die alle mehr oder minder dem Leben entnommen scheinen. Diese »Ritterbürtigen« haben sich so sehr die Aufgabe gestellt, das innere Getriebe eines rückwärtsdrängenden Zeitgeistes aufzudecken, daß der Verfasser in seinem Eifer, der Vernunft, der Aufklärung und dem politischen Fortschritt zu dienen, es manchmal an der Poe-

sie und wenigstens an der poetischen Gerechtigkeit darin verfehlte, daß er alle Vertreter der kirchlichen und politischen Reaktion ohne Ausnahme verurteilte und, wenige einzelnstehende Züge ungerechnet, auch nicht einen edleren Repräsentanten einer Richtung aufstellte, die, so beklagenswert sie ihm erscheinen mag, für den Dichter doch nicht ohne psychologische Erklärung und Entschuldigung dastehen durfte. Den Beweis aber hat der Autor dieses Buches in vollem Maße geführt, daß die oben geschilderte Lieblingssphäre seines Dichtens nur eine äußere, nur eine Befriedigung seiner gemütlichen Neigungen ist und nichts mit seinen Gedanken, mit seinen Überzeugungen, mit seinem Glaubensbekenntnis gemein hat, das von ihm auf jeder Seite dieses Romans zu Gunsten aller Hebel eines aufgeklärten Emporschwungs unserer Zeit mit offenster Freimütigkeit ausgesprochen wird.

Wird sich demnach dieser Roman durch seine Tendenz die allgemeinste Aufmerksamkeit erwerben, so bliebe noch die Frage übrig, ob ihm ein gleiches Maß von Interesse auch durch seinen poetischen Gehalt gesichert ist. Von diesem Betracht aus hätten wir nun freilich mit dem Dichter mancherlei zu richten und zu rechten. Der Verfasser hat dem Leser den Genuß seiner Schöpfung sehr durch die äußere Form erschwert, die Form des Drucks, durch diese weitläufig gedruckten drei Bände, die uns beim ersten Anblick glauben lassen, man würde ein reiches Gemälde voll erschöpfender und bis in die kleinsten Details fleißig ausgeführter Entwicklungen aufgerollt bekommen, während gerade unsern Autor der Vorwurf einer flüchtigen Hast, oder richtiger gesagt Hatz, treffen muß. Dieser Roman, eng gedruckt in einem Bande, würde uns bedünken wie eine lebendig ausgeführte Novelle, die ein einfaches Thema durch allerhand Hindernisse hindurch zu einem allmählichen Abschluß führt. Drei Bände jedoch erwecken unwillkürlich die Vorstellung von einem Entwicklungsroman tiefster Anlage, von einer Aufgabe, die – der Verfasser nicht

gelöst hat. Wie die ganze Dichtung in einem sonderbaren Haschen nach romantischen Situationen mit einem auf einem Roß wild daherstürmenden Reiter anfängt, so glaubt man zuletzt den Dichter selbst zu Pferde zu sehen, der sich keine Rast, keine Ruhe gönnt und in fieberhafter Aufregung immer haschend nach Handlung, nach Bewegung, nach einem endlichen Ziel an uns vorüberstürmt. Das Wesen des Romans ist aber eben diese behagliche, in sich bewegte Ruhe, diese Dauer im Wechsel, dieses Bleiben im Schwinden, dieses sanfte Fortrudern auf den Wellen, wo die Ufer vorübereilen und wir selber uns zu stehen vorkommen. Der reiche Stoff, die geistreiche Erfindung dieses Romans bot so aus sich selbst eine Veranlassung zur heitern und wohltuenden Ruhe. Nur hätte dann der Verfasser gleich sein Thema anders anlegen sollen. Wer ist uns Valerian? Wie Mazeppa kommt er in die Handlung hereingebraust, auf keuchendem Roß, verfolgt von Gendarmen (wegen eines Passes!) ... Wird sich das humoristisch wenden? Nein, es wendet sich ernst, sentimental, und Valerian flößt uns kein Interesse ein. Wäre dieser Held des Ganzen in einer einfachen Kalesche, mit seinem Bedienten auf dem Bock in die Handlung hereingefahren gekommen, wir hätten ihn gleich viel lieber gewonnen, viel näher unserer Teilnahme gerückt. So aber bleibt er uns immer fern und wird uns durch das kopflose Verbleiben auf dem Arnstein, das gedankenlose Versäumen eines Duells noch in den letzten Augenblicken vor dem Fallen des Vorhangs ebenso befremdlich, wie uns Theo Blankenaar geradezu beleidigt, die eines dramatischen Schlußeffektes wegen eine Trau- und Altarszene deswegen herbeiführt, um dem Priester statt Ja! im Beisein recht vieler Zeugen Nein! zu sagen. Mit einem Wort, der Verfasser hat sein Thema nicht aus der Seelentiefe seiner handelnden Personen geschöpft. Was hatte er nötig, sich um Effekt zu ängstigen! Wozu die jeweiligen Rückfälle in alte Eichendorffsche romantische Manieren, wozu dieser polizeiwidrige Jude Jacob Kappel,

wozu diese in dem zivilisierten Westfalen von 1840 ganz unmögliche Belagerung von Arnstein? Die lebendige aufgereizte Phantasie des Verfassers trachtete danach, in die Helden der Erzählung und ihre Konflikte eine Absonderlichkeit nach der andern, einen Effekt nach dem andern hineinzuerfinden, statt daß umgekehrt aus einer ruhigen und tief angelegten Entwicklung des an sich so gesunden Stoffes aus sich selbst heraus der Erzählung alle Reize der Überraschung und Spannung zugefallen wären. Dieser Tadel ließe sich noch weiter fortspinnen. Doch würde alles, was man noch anführen könnte, nur Bestätigung und Umschreibung des einen Vorwurfs sein, der mittelpunktlosen Äußerlichkeit. Ja die ganze Tendenz dieses Romans, die im Titel ausgedrückt ist und oben als eine außerordentlich interessante bezeichnet wurde, ist nur mehr wie ein Guß darüberher getan, nicht mit dem Teig des Ganzen verknetet und organisch verbunden. Man wünscht oft, die Handlung spänge auf ein höheres Gebiet, verpflanzte sich nach Berlin, verwandelte das, was Räsonnement ist, in Fleisch und Blut, aber dann lenken wir immer wieder in die Anekdote des Sujets zurück, die in der Tat nicht kräftig genug ist, um die ganze Wucht dessen, was der Verfasser erstrebte, zu tragen. Zu bewundern ist dabei das seltene Talent, wie der Dichter doch immer Herr seines Willens bleibt und noch mehr wie er, wenn nicht für seine Situationen, doch für den Erzähler derselben, für ihn selbst, zu interessieren weiß. Er springt in solchen Fällen von der Geschichte ab und erhebt sich zu Natur- und Sittenschilderungen, zu Betrachtungen, zu Gesprächen, die durch Fülle der Anschauungen, Klarheit der Gedanken ebenso fesseln, wie durch einen nur zuweilen allzu sorglosen Stil.

Bei einem so klaren Kopf wie L. Schücking hat eine so vorurteilsfreie Kritik wie die unsrige den Vorteil voraus, daß die kleine Dosis Tadels, die wir unserer Empfehlung eines sehr interessanten Buches beimischen müssen, um so

kräftiger wirkt, als der Autor Geschmack genug besitzt, selbst unsere Rüge wahrscheinlich früher empfunden zu haben, als wir sie aussprachen. Denn das ist das Eigentümliche, besonders an epischen und dramatischen Produktionen, daß wir beim besten Willen nicht ganz für sie verantwortlich sind. Der Stoff ist erst unser Eigentum, unser Untergebener, aber bald wird der frühere Sklave unser Herr. Die architektonische Ausführung eines großen Ganzen bekommt zuletzt eine Notwendigkeit, die uns beherrscht, die uns zwingt, im Dienst der Haltbarkeit des Ganzen uns selbst zu entäußern und oft eine Idee zu Ende zu führen, bei der wir schon in der Mitte nicht mehr gänzlich Herr unserer bei weitem großartigeren Kräfte sind. Aber gerade das ist das Schöpferische, das Bedeutende an dem arbeitenden und wirklich berufenen Geist, daß er darum keine Ruhe sich gönnt und sich von dem Stoff treiben läßt, gegen seinen Willen, gegen seine Hoffnung, treiben läßt bis zum Abschluß, der oft ein Sieg, noch öfter eine Niederlage ist. In dieser Weise hat z. B. Immermann im Einzelnen viel Verfehltes geliefert, ohne darum im Großen und Ganzen bei uns etwas von dem imposanten Glauben an seine Kraft zu verlieren.
Ein zweiter Titel: »Zeiten und Sitten« bezeichnet diese Ritterbürtigen als Teil eines größern Ganzen, zu dessen Vollendung wir dem geistreichen Dichter Sammlung und Ausdauer wünschen.

Aus Briefen der Droste über Schücking

[...] Schücking hat mir dagegen einen wirklich herzlichen Brief geschrieben; er konnte mir Geld und einen sehr artigen Brief vom Dumont schicken, da hat seine natürliche Gutmüthigkeit und Lust Andern Freude zu machen ihn liebenswürdig gestimmt. – Er hat jetzt ein Töchterchen, »Gerhardine« das aber sehr viel schreit, und, wie ich

fürchte, in der elterlichen Liebe dem kleinen »Herrn der Schöpfung« sehr wird nachstehn müssen. – Dem Lotharchen wird, als mütterliches Erbtheil, ein ganz enormes musikalisches Talent zugeschrieben; Gehn und Sprechen kann er noch nicht, aber »trotz seiner 14 Monatchen eine Polka ganz tacktfest singen« – Der gute Levin weiß nicht, daß seine Louise, trotz ihrer magnifiquen Stimme, fast eben so wenig Gehört hat als er selbst! – Er fordert mich ganz naiv auf, eine Recension seiner Gedichte von Dingelstedt (ich meine im Morgenblatt oder Allgemeinen) zu lesen. – (Das Klübbchen thut gar nicht heimlich damit daß es sich unter einander recensirt!) – Diese habe ich nicht gelesen, aber eine im Frankfurter Conversationsblatt, von Riehl: Nro. 17–18. – die er mir schwerlich würde emphohlen haben – Sie ist von einer perfiden Freundlichkeit, – so wohlwollend, und so herabsetzend! – Gleich der Eingang, »Es giebt Schriftsteller, die man nicht scharf recensiren kann, die durch das Harmlose ihres Auftretens und Schaffens, durch ein mildes freundliches Wesen, et cet« – so geht es voran. – das Resumé des Ganzen: »Er sey ein gemüthliches weibliches Talent, nur dann unangenehm, wenn er über seine Sphäre hinaus wolle, freiligrathisire, et cet, werde schwerlich Epoche in der Litteratur machen, aber in manchem sinnigen Gemüthe, und er sey, mit einem Worte, (als Schluß) ein Dichter, dessen Gedichte man sinn- und gemüthvollen Frauen nicht genug emphehlen könne.« – Ich fürchte hiervon eine sehr schädliche Wirkung. Statt sich auf das ihm bezeichnete Feld, (für ihn wirklich die einzige kränzetragende Arena) zu beschränken, wird er nun doppelt donnern und blitzen, – das Kraftgenie forciren wollen, – und dann ruinirt er seinen ganzen, ohnedies schwankenden, Ruf, was doch, in seiner Lage, ein reelles Unglück wäre. – Ich möchte ihn gern warnen, aber es wird nichts helfen, und meine Mitwissenschaft um diesen angehängten Flecken ihn nur beschämen und erbittern. – […]

(an Elise Rüdiger, 2. April 1846)

***

[…] Ich habe Schückings scheusliches Buch [»Die Ritterbürtigen«] gelesen, – ich habe es von wahrhaft wohlmeinender Hand erhalten, mit dem Zusatze »ich müsse es leider lesen, da ich in dem allgemeinen Verdachte stehe ihm das Material zu seinen Giftmischereyen geliefert zu haben« – Sie haben es nicht gelesen, und hätten Sie es gelesen, so würden Ihnen doch hundert Anspielungen (die leider andern Orts nur zu wohl verstanden werden) unverständlich bleiben, und Sie nicht halb begreifen wie mir zu Muthe seyn muß. – Schücking hat an mir gehandelt wie mein grausamster Todfeind, und, was unglaublich scheint, ist sich dessen ohne Zweifel gar nicht bewußt. – Gottlob darf ich mir keine Indiscretionen vorwerfen, aber mein Adoptivsohn! jahrelanger Hausfreund! o Gott, wer kann sich vor einem Hausdiebe hüten! – Er hat mich über Manches, was mir Nahestehende betraf, befragt, – über Intentionen, Handlungen, die einen Schatten auf sie zu werfen schienen, und meine warme Vertheidigung benutzt, um kleine Umstände daraus zu stehlen, die den von nächster Hand Unterrichteten bezeichnen, und sie dann nicht nur mit alle den Flecken von denen ich sie mit Recht zu reinigen suchte, sondern auch mit allen Zuthaten einer des Juif errant würdigen Phantasie an den Pranger gestellt. – Dies ist mein directester Antheil an seiner Schuld – mein indirecterer, aber noch schädlicherer ist, daß ich ihn in mehrere Familien und bey so manchem einzelnen Freunde, den ich für sein Fortkommen zu interessiren wünschte, eingeführt, mich für seinen Charackter verbürgt, und ihm dadurch Gelegenheit gegeben habe sich die piquantesten für einen Roman brauchbarsten Persönlichkeiten zu merken, und zu diesem Zwecke anderwärts sie betreffende Particularitaeten aufzulesen, – natürlich je crasser und unwahrscheinlicher desto mehr Hoffnung auf litterarischen Erfolg! – Schlüter! ich bin wie zerschlagen, – O Gott wie weit kann Schriftsteller-Eitelkeit, und die Sucht Effect in der Welt zu machen führen! – selbst einen sonst gutmüthigen Menschen, –

denn das bleibt Schücking, – die Gerechtigkeit nöthigt mich dies selbst in diesem schwerem Moment anzuerkennen, – In seinem letzten Briefe konnte er mir Geld für einige Gedichte im Feuilleton schicken, – Seine Zeilen strahlten von Freude hierüber, und das war kein Betrug; – er liebt mich, er liebt Sie, er liebt Westphalen überhaubt, und hat bey seinem Buche an nichts gedacht, als dem Eugene Sué den Rang abzulaufen, aber er ist verloren, denn er hat die einzige Stütze fahren lassen, an der wir uns von unsern Fehlern und Schwächen aufrichten können. Man hat Ihnen die Wahrheit gesagt, er schlägt vor der Kirche die Zunge aus, und hier findet keine Entschuldigung statt, höchstens ein »Herr vergieb ihm, er weiß nicht was er thut« […]

(an Christoph Bernhard Schlüter, 15. April 1846)

Auszüge aus den »Gedichten« 1846

Jakob Balde (1623)

Der Mond bescheint das alte Ingolstadt,
Des Domes Wucht, der spitzen Thürme Pfeile,
Und in der Donau dunkle Wasser hat
Er eingebrannt die lange Feuersäule.

Die Gassen sind verstummt, man hört den Fluß,
Wie seine Welle rauscht in sachtem Gange;
Ein frisches Weh'n zieht von ihm wie ein Kuß
An eines Mannes fieberheiße Wange.

Der steht gelehnt an eines Erkers Wand,
Wirr das Gelocke seiner Stirn, der breiten;
Um eine Cither preßt sich seine Hand,
Und rieselnd zieht der Nachtwind durch die Saiten.

Nun hebt er mit der Rechten sie empor,
Ein dräuend Bild, deß Rahmen ist der Erker;
– »Sey du verflucht! – ich aber bin ein Thor,
Der um sich selber aufgebaut den Kerker.«

– »Geleiert hab' ich – oft zum Morgenroth,
Um an ihr Herz, das steinerne, zu klopfen,
Und jede Zeile war von Gluth durchloht
Und jedes Wort von meinem Blut ein Tropfen!«

»Vergeudet ist's!« – Er reckt sich höh'r empor;
Die Schatten von den Saiten seiner Cither
Stehn auf dem mondesbleichen Antlitz, vor
Der Seele drinnen ein Gefängnißgitter.

Und nun ein Schlag und ein gewalt'ger Klang,
In seinem Spiel ein hallendes Gestöhne;
Am Boden liegt's und jeder gold'ne Strang
Stieß schreiend aus den letzten seiner Töne.

Und auf die Trümmer stellt er seinen Fuß,
Stolz mit dem Haupt rückschnellend seine Locken;
– Da horch – die Nacht durchrollt's – ein voller Gruß,
Das helle Läuten naher Klosterglocken.

Sie streuen ihre Klänge in das Land,
Die Zunge deß, der wacht ob seinem Träumen,
In jede Zelle klingend und am Strand
Sich silbern tauchend in der Donau Schäumen.

Wer ist, dem sie nicht eine fromme Mähr
Aus seinem eignen Herzen anvertrauten?
Wem sprachen sie von Frieden nicht, und wer
War einmal nicht ein Heil'ger bei den Lauten?

Der Mann im Erker aber lauscht und steht –
Dann ist die heiße Wange naß geworden,

Und als der Tag empor gestiegen, geht
Der Dichter Jakob Balde in den Orden.

Das stille Kind

Scharf über mir im Laube pfiff der Wind
Und still, wie träumerische Kinder sind,
Duckt' ich mich nieder an dem Grün der Hecke;
Zu meinen Füßen raschelte der Bach,
Längst Abend war's; nur einer Wachtel Schlag
Scholl keck herüber von der Waldesecke.

Links lag das alte Rittergut; der Klang
Von einem Waldhorn tönte d'ran entlang,
Schwach und gedehnt, entschlummernde Fanfaren;
Sie kreisten müde flatternd um mich her,
So tief voll Trau'r, als ob's das Klagen wär'
Gefangner heimathsiecher Vogelschaaren.

Und jenseits an der Wiese, dicht am Wehr –
Das Wasser brauste dumpf darüber her, –
Stand ein Gehöft; weit offen war die Thüre;
Das Herdfeu'r flammte, ganz im Hintergrund;
Die Mägde drum und Müllerknechte rund,
Und einer beugte sich, als ob er schüre.

Ein Nachtstück war's, ein warm und lieblich Bild:
Die schwarze Nacht – der Raum von Licht erfüllt,
Es quoll hinaus bis zu den Erlenstämmen;
Und als ich sinnend in die Flamme sah –
War das ein Lufthauch? mir am Ohre, nah,
Ein seidnes Rauschen und ein Athemhemmen:

Ein Frau'ngewand! – weit faltig war's und groß –
Ich schnellt' erschrocken rückwärts in das Moos –

Da sah ich's freundlich sich herniederneigen:
Mit einem Fächer rührt' es meine Stirn,
Ein Zucken spürt' ich wirre mir im Hirn –
Nun stand es aufrecht an den Weidenzweigen.

Hoch war's und schlank, das Antlitz schien mir fahl,
Wie eine Wespe war die Mitte schmal,
Der Reifrock bauschte weit nach beiden Seiten:
– Nun mit dem Kopfe winkt's – es nickte leis.
Mir von der Stirne troff der kalte Schweiß;
Gott Dank! 's ist fort! Ich sah's im Busch zergleiten!

Auf fuhr ich – wie von Angst gepeitscht nach Haus,
Und als ich kam, schalt mich die Mutter aus,
Ich sah sie wartend an der Thüre stehen:
»Wo kommst du her? Du bist ja kreideweiß?
Du weinst? Was ist dem Kind? Gott weiß! – –«
Seit jenem Abend kann ich Geister sehen.

Westphalen

Ein weiches frisches Wogen,
Ein harz'ger Tannenduft;
Es weht, es kommt gezogen
Als grüße mich die Luft;
Ich muß zurück und blicken
Einmal in's stille Land,
Ich muß ein Reis mir pflücken
Das auf der Haide stand.

Wie Sommerfädenschimmer
Sie seiden überspinnt!
Ich seh ihr heiß Geflimmer,
Wie's flattert, webt und rinnt;
Aus krauser Nadeln Wolle

Dringt des Wachholders Hauch
Und über die braune Scholle
Steigt gelb der Ginsterstrauch.

Dort glitzert's – eine Schlange
Schmiegt sich um Flecht und Bast;
Geringelt liegt sie lange
Geschlungen um den Ast;
Und züngelt, wenn der Käfer
An ihr vorüber schnurrt;
Da husch – sie hört den Schäfer,
Ist fort – der Pudel knurrt.

Fernab, bewaldet, blauet,
Gestreckt wie Wellenschlag,
Der Hügel Zug; es schauet
Durchs Laub der Hütte Dach;
Der Rauch steigt in die Höhe
Als ob mit blauem Glanz
Ein Reih'rbusch überwehe
Des Berghaupts Turbankranz.

Im Hof, am Holzesgattern
Seh ich die Eichen stehn,
Seh ihre Wipfel flattern,
Ein friedlich Bannerwehn!
Der Epheu schlingt mit Ranken
Saftgrün sich dicht hinan;
Geschirrlos hinter Planken
Geht weidend das Gespann.

Im Holz des Spechtes Hacken,
Der Taube tief Gegirr,
Am Ast ein Surren, Knacken,
Dann sachtes Laubgeschwirr.
Es säuselt auf die Blende,

Sankt Joseph lehnt darin,
Um die gefalt'nen Hände
Den Kranz der Spinnerin.

Ich laß in's Moos mich gleiten
Und träume wie der Wald,
Und träume bis das Läuten
Das abendliche schallt.
Dort, ha – die Oriflamme –
Wer hat sie aufgerollt?
Purpur leuchtet am Stamme,
Im Laub smaragdnes Gold!

Ein Blitzen und ein Glühen,
Von Blatt zu Blatte springt's,
Ein rosig Strahlenblühen,
Aus allen Knospen dringt's;
Mit ihm ein Schallen, Klingen,
Als sey's der Blüthen Duft,
Wie von den Strahlenringen
Getragen durch die Luft.

Es sind die Aveglocken,
Der fernen Stadt Getön,
Im West, wo Purpurflocken
Auf ihren Giebeln steh'n,
Um weißer Spitzen Ragen
Der goldne Wimpel fliegt,
Und, blau um sie geschlagen,
Des Himmels Mantel liegt.

Jetzt kniet zum Abendsegen
Das ganze weite Land;
Auf all' die Scheitel legen
Möge Gott die treue Hand;
Mög' all die Lieder schließen,

Sein Hauch ob ihnen wehn,
Sein Segen sich ergießen,
Wo noch ein gläubig Flehn!

O sey gegrüßt, zum Scheiden,
Du Heimath, gute Nacht!
Mit deinen sonn'gen Haiden
Mit deiner Wälder Pracht!
Wie deine Hünensteine
Fest in uralter Treu,
Wie Tauben deiner Haine
Verschlossen, rein und scheu! –

Mir gib zum Angedenken
Dies Laub, dem Zweig entrafft,
Am Hute will ich' schwenken
Auf meiner Wanderschaft;
Mir unter's Haupt es legen,
Träum ich am fernen Strand –
Noch einmal: Gottes Segen!
Gegrüßt, gegrüßt mein Land!

Mondnacht

Am Bach im Schatten blühender Kastanien
Auf weichem Moose lieg' ich, das sich senkt,
Mich näh'r zu ziehn an dieser Erde Busen.
Der nahe Schimmer der Hollunderdolden,
Des Glühwurms Schwirren um die weißen Kelche
Hellt hier allein das Dunkel: unten liegt
So hell das Thal, als wäre Elfensonntag.
Die alten Wurzeln strecken in den Bach,
Der sie umspült, wie schwarze Riesenfinger,
Die er mit hellen Perlchen ihnen schmückt;
Doch wo die schwarzen Blöcke von Granit

Ihm massenhaft den schmalen Weg vertreten,
Da wird er zornig, kollert, höhnt sie leis,
Mit ihrer Ungestalt, die schwarzen Koboldformen,
Indem er flüstert von dem Prachtgestein
Im Berg, woraus er sprudelt, wo die Zwerge
Der großen Edelsteine Spiegel glätten,
Und Sapphir und Rubinentrauben schlingen
Durch ihrer Liebchen flock'ge Elfenlocken.
Gott! wie so schön, so froh ist diese Welt!
Mir aber zieht in's Herz das tiefe Weh,
In's Herz voll dunkler Liebe, wo die Bilder
Der Freude, gleich den weißbeschwingten Segeln
Auf endlos grauen Meereswogen fern,
Fernab verschwinden! Alles, alles dunkel! –
So still, so still! o auseinander dehnen
In diese Ruhe möcht' ich meine Seele,
In diese laue unbewegte Luft!

Friedenssaal zu Münster.
An Freiligrath, 1840

Zum Friedenssaal! – Es war ein sonn'ger Tag;
Die Lind' im Vorhof legte ihre Schatten
Auf die gefärbten Scheiben, und es brach
Das Licht darin sich in ein trüb Ermatten:

Als woll' es nicht die düstern Kammern sehn,
Und tiefer nicht in die Gewölbe lugen! –
Vorn sieht man Karls und Heinrichs Bilder stehn,
Die Heiligen, die Deutschlands Krone trugen;

Darob der Aar, des Reiches stolz Panier
Der deutschen Kaiser schreckende Standarte,
Die Flügel schlagend um der Stadt Zimier,
An blanker Zinne, ihrer Freiheit Warte.

Es ist ein düstrer feierlicher Ort!
Viel Bilder schauen mit vergilbten Mienen –
Hier Trautmannsdorff und Oxenstierna dort –
Als ob sie selber sich zu zürnen schienen,

Daß sie in diesem Raume hier die Pracht,
Die Kraft, die Herrlichkeit des Reichs begraben,
Und einen Frieden schmachvoll hier gemacht,
Nach welchem Sinn, mit welscher Zunge haben.

Es ist ein düstrer, feierlicher Ort,
Durch den verstorbner Tage Schatten schwanken,
Und durch Jahrhunderte so siecht er fort,
Ein letzt Asyl gespenstischer Gedanken.

Rings steht von alten Panzern eine Zahl,
Mit Schien' und Tartsch', verbogen und verrostet:
Der lang' bestäubten Ritterschwerter Zahl
Hat schon der Väter Blut nicht mehr gekostet.

»Nimm eins zur Hand! Schwing du des Kaisers Schwert!
So wie der Rothbart einst dein Spiel geschlagen,
So bist auch du es, Mann der Lieder, werth,
In deiner Faust des Kaisers Schwert zu tragen!«

»Mir diese Wehr!« Das mächt'ge Waffen klirrt,
Wir lassen keck es um die Häupter kreisen:
»Gekreuzt die Klingen!« – Ha, der Funke schwirrt
Und rasselnd biegt in Scharten sich das Eisen! –

Schwang so dein Roland einst mit läss'ger Faust
Um Sarazenenköpfe Durindane?
Hat Rothbart so durchs Schlachtgewühl gebraus't?
Du bist so stark nicht, wie dein grimmer Ahne!

Gewaltge Wucht! Der Arm erlahmt und sinkt:
Da, laß den Flamberg und die Helme stehen;

Sieh, wo im goldnen Sonnenlicht uns winkt
Mit luftgem Flattern unsres Banners Wehen:

Der Blüthenzweig, gewiegt in blauer Luft,
Die herzgeformten Blätter dieser Linden!
Der Strahl ist unser, unser ist der Duft,
Die hellen Tage unser, bis sie schwinden!

Und lockt uns Kampf – das doppelschneid'ge Wort
Gilt es wie blinkend hellen Stahl zu biegen,
Zu stehn wie keckbehelmte Ritter dort,
Wo als Standarten die Gedanken fliegen!

Der Rhein
1840

Du heil'ger Strom, gebenedeiter Strand,
Wo ist ein Deutscher, der nicht frommen Dranges,
Ein andachtglüh'nder Pilger an dir stand?
Wo ist ein Schwan germanischen Gesanges,
Deß Flügelschlag nicht über dir gerauscht,
Der nicht dem Säuseln deines Schilfs gelauscht,
Der nicht gewiegt sich auf dem deutschen Ganges?

Du bietest allein deinen Friedenskuß,
Den Landen rings, der Berge blauen Reigen;
Naht nicht mir Euren Schwertern diesem Fluß,
Laßt Eure Fahnen tief sich vor ihm neigen!
Auf dieser Wasser stillem Bette ruht
Des Volkes Stolz – zum Pfühl dient ihm die Fluth –
Erweckt ihn nicht, antastet nicht sein Eigen!

Er ruht und träumt; der Wellen Schlummerlied
Hat eingewiegt den blondgelockten Recken;
Des Wasserspiegels wallend Nebeln zieht,

Des Kaiserlichen Träumers seidne Decken;
Wer will ihm rauben, was er theu'r erkauft,
Was er mit blut'gen Weihungen getauft,
Wer wagts, aus seinem Schlummer ihn zu schrecken?

Der Fluß ist sein! Aus dieser Schale trinkt
Der deutschen Liebe und der Sehnsucht Taube,
Umher in duftigem Gewinde blinkt
Des deutschen Weines feu'rdurchglühte Traube,
Und wo die hohen Kathedralen steh'n,
Versteinte Siegsgefänge der Ideen,
Da wohnt der deutsche Friedensfürst, der Glaube.

Horch, wie den Strom das Läuten überklingt!
Hell singend kommt die Wallerschaar gezogen,
Im leichten Kahn, der mit dem Schaume ringt,
Von blüh'ndem Kranz und weh'ndem Band umflogen;
Auf morschem Erker zagend lauscht das Reh,
Vom Ringeltanz ins Dickicht schlüpft die Fee –
Das ist der deutsche Rhein, das ist sein Wogen!

Der deutsche Rhein! Seit aus des Epheus Blühn
Die grauen Burgen sonnig niederschauen;
Seit vielgethürmte große Städte kühn
Mit ihren Zinnen seine Wellen stauen;
Seit auf der Männer Stirn, ein Paraclet,
Flammenden Hauches der Gedanke steht,
Die stille Andacht auf der Stirn der Frauen:

Seit durch's Portal von diesen Felsenhöh'n
Der neuen Aera Morgengluth gedrungen,
Und unter ihm, in heller Glorie Wehn,
Der Karol Magnus sein Panier geschwungen;
Seit in den Blenden, überwiegt von Grün,
Wie sinnend grüßende Gestalten blüh'n,
Roland, Fastrade und die Nibelungen;

Seit, dessen Herrlichkeit die Welt umspannt,
Der Barbarossa thronte zu Gerichte,
Als Reichskleinod die Erde in der Hand:
Seit Eschilbach, der Kaiser im Gedichte,
Die goldnen Klänge alter Melodein,
Zur Krone sich verflocht, ist dieser Rhein
Pulsaderstrom germanischer Geschichte.

Sie hütet still und ernst ihr Eigenthum,
Indeß der Dichtkunst Arme sie umranken;
Zu beider Füßen ruht der deutsche Ruhm,
Ein grauer Löwe mit gewalt'gen Pranken,
Der an der Milch der Schlachten aufgenährt,
Den blut'gen Flamberg hütet und das Schwert,
Das wir geschweißt aus ehernen Gedanken.

Derselbe, der den Libanon durchschritt,
Vom Zorn blutgier' ger Feinde wild umschnoben,
Der einst Byzanz und Accon niederstritt,
Der Roma's Aar ins Banner sich gewoben;
Der grimmig hingestreckt auf seinem Schild,
Dalag in dem Roncalischen Gefild',
Der Pranken Trutz gen Mailand aufgehoben:

Vor dem Sicilien und das welsche Land
Wie vor des Aetna's Flammenguß gezittert,
Der von der Seine grünem Hügelland'
Bis zur Loire neulich noch gewittert;
Derselbe Leu: und donnernd tönt sein Ruf:
Weh' über euch, wenn Eurer Rosse Huf
Das Ufer meines Rheines nur erschüttert!

Am Bodensee
1844

Es lag in spiegelnder Glätte
Vor uns der endlose See;
Die weiße Alpenkette
Stieg marmorn in die Höh'.

Ein dumpfes Donnergrollen, –
Gen Abend war's blutigroth;
Darüber in schwarzen Rollen
Die Wolken schwer und todt;

Wie über dem todten Meere
Der falbe Himmel graut;
Wie bleierne Atmosphäre
Den Smum der Sahare braut;

Durch glühnde Regionen
Erstickende Wirbel treibt,
Die Asche der Pharaonen
Aus Mizraim's Gräbern stäubt:

So durch die Oede zogen
Sturmhauche der Ewigkeit:
Die Geister des Todes flogen,
Zu Ende war die Zeit.

Und durch die Wolkenschichtung
Die Sonne sank niederwärts:
Sie stand über Tod und Vernichtung
Der Schöpfung blutend Herz.

Die Philosophen

Die ihr das All ummessen und gewägt,
Und eingefächert Gottes Schöpfungswunder,
und ausgemacht, was jeder Busen trägt,
Was Weisheit sey, was eitler Narrenplunder;
Die ihr noch vor dem Regen hört das Tropfen,
Und vor des Nah'nden Kommen schon sein Klopfen:

Sagt mir nur ein's und ich will gläubig seyn:
Wohin des Hundes Seele einst wird fahren?
zeigt mir nur eins: ein krankes Käferlein
Geheilt von eurer hohen Kunst Scholaren;
Thut mir nur eins: ein glucksend Küchlein brütet
Aus all den tauben Eiern, die ihr hütet!

Schildzeichen

Weßhalb auf euren Wappen muß ich sehen
Den Löwen, Leoparden und den Aar,
Weßhalb St. Georgs Ritterschaft sich drehen
Auf seidnem Tuch vor eurer Söldner Schaar? –

Ich müßte wohl ein besser Banner-Zeichen! –
Was nehmt ihr Thomas den Ungläub'gen nicht,
Dem einst der Herr die Wundenmale reichen
Zum Tasten mußte, daß ihm werde Licht? –

Glaubt doch auch ihr nicht, bis an Fuß und Handen
Die Zeit euch ihre Wundenmale weis't,
Glaubt doch auch ihr nicht, daß der Herr erstanden,
Der freie mächtige Erlösungsgeist? –

Die politischen Dichter

I.

Ihr schlugt sie auseinander, die Standarten,
Die schweren Faltenwurfs, mit schwarzen Aaren,
Bestäubte Zierden unsrer Dome waren
Und träumend auf ein frisches Flattern harrten.

Der aufgezäumten Rosse Hufe scharrten,
und schlachtendurstig tönten die Fanfaren:
Des alten heil'gen Reiches Heerbannschaaren,
Sie kamen waffenschwer und stehn – und warten.

Wer führt und lenkt? wen hebt ihr in den Bügel,
In wessen Hand gehört der Purpurzügel,
Wer will der König seyn vor diesen Rittern?

F r e i h e i t das Wort auf seines Schildes Hügel,
Als Helmeszierde des Gedankens Flügel,
Im blauen Aug ein Himmel voll Gewittern? –

II.

So muß er reiten seinem Heere vor,
Von eures Liedes Fittigen umflogen;
An jedes Pallast's wappenschweren Bogen
laut schmetternd senden diesen Ruf empor:

»Die Gitter auf und öffnet mir das Thor,
Dem König huldigt, der in's Land gezogen
Gewaltig wie der Schwall der Meereswogen,
Dem König huldigt, den die Zeit erkor!«

Wo ist, der sprengt dem neuen Tag die Pforte?
Längst kündigten sein Nahen eure Worte,
Den neuen Frühling eurer Lieder Schwalben: –

Doch, wie wir flehn mit brünstigen Gebeten,
Wir sehn den König nicht, nur die Propheten,
Nur Samuele, die ihn wollen salben! –

Freier Schriftsteller in Sassenberg

Brief Schückings an Karl Gutzkow, 22. März 1865

Mein theurer alter Freund!
Sie werden sich wundern, einen Brief mit dem Datum Rom von mir zu bekommen – von diesem merkwürdigen altem Etablissement aus, das Sie ja auch kennen und zu dem ich mich aus der tiefen Langeweile meines westphälischen Stilllebens geflüchtet habe, um einmal andere Decorationen auf der kleinen Lebensbühne zu sehen, auf der eine Existenz wie meine sich bescheidentlich abspielt. Ich habe gedacht, statt noch eine Menge Geld für die Erziehung deiner Töchter in Pensionaten auszugeben, nimmst du lieber das Geld und die Töchter und gehst mit ihnen einen Winter nach Italien; so hast du von jenem selbst etwas und diese erhalten dadurch einen größeren Bildungsstoff als alle Pensionserzieherinnen ihnen geben können. Ich weiß nicht, ob Sie eine solche etwas gewagte Erziehungsmanier billigen werden – bis jetzt ist sie aber gut angeschlagen; meine zweite Tochter (von 15 Jahren) die ein sehr weises Hühnchen ist, hat sich namentlich hier außerordentlich entwickelt und treibt Kunststudien wie ein Alter, und was mich selbst angeht, so hat mich der verfloßene Winter so ziemlich von einer großen Nervenabspannung curirt, an der ich in den letzten drei Jahren litt. So bin ich, wenn ich in finanzieller Hinsicht auch etwas leichtsinnig handelte, doch mit mei-

nem Entschluß sehr wohl zufrieden, um so mehr als wir hier sehr angenehme Bekanntschaften getroffen haben, resp. gemacht; unser alter Freund Haxthausen ist hier, er hat mir erzählt, wie er vor Jahren mit Ihnen zusammen hier war und trägt mir die herzlichsten Grüße an Sie auf; […]
Ich habe viel gesehen und studirt hier aber wenig gearbeitet. Eine längere Erzählung »Constanze« ist ein Resultat römischer Studien und Erlebnisse, sie wird in Westermanns Monatsschrift gedruckt, und ich möchte gern, daß Sie sie einmal, wenn Sie nichts besseres zu thun haben, läsen!
Wir kehren im Mai zurück, um auf's Neue in Saßenberg zu einsiedeln. Wenn Sie einmal die Lust anwandelt, solch ein absolutes Stillleben für Wochen oder Monate zu theilen, so denken Sie daran, welche Freude ich hätte, wenn Sie dazu mein kleines Haus wählten ... es ist klein und bescheiden eingerichtet aber Sie fänden darin einen warmen treuen Freund und dahinter einen schönen großen Wald voll westfälischer Stille. An gutem Gesprächsstoff würde es auch nicht fehlen, denn wir haben doch ein gutes Stück Zeit- und Literaturgeschichte mehr oder minder zusammen durchlebt! […]

Auszug aus dem Roman »Schloss Dornegge oder Der Weg zum Glück«

Erstes Kapitel. Eine heidnische Göttin

Ein junger Mann in einem weißen Arbeitskittel, mit üppigen braunen Locken, die fast bis auf die Schultern fielen und ein frisches, höchst einnehmendes Gesicht beschatteten, stand in dem Hofe eines kleinen, ein wenig verkommen und hinfällig aussehenden Hauses. Es lag in einer Gegend der Stadt, welche vor wenigen Jahren noch eine Art von Vorstadt gebildet hatte – zwischen lauter großen und stattlichen Neubauten; gewiß war der dürftige kleine Bau

von seinem Eigenthümer verurtheilt, auch einmal einem solchen glänzendern, aber ungemüthlichern Speculationsbaue zu weichen, und bis der Tag dieses Verhängnisses gekommen, wurde der Zeit überlassen, den Abbrucharbeitern ihre Aufgabe zu erleichtern. Um das kleine einstöckige Haus war es nicht schade; aber es war schade um den hübschen Hof dahinter, in den so hell und warm die Nachmittagssonne eines Frühsommertags schien, wenn er ebenfalls dem Industrialismus der Gegenwart und seinem Attribut, dem frischen Ziegelsteine, hätte weichen müssen.

Eine hohe Mauer umgab diesen Hof nach drei Seiten; die vierte bildete die Rückseite des Hauses. Wenn man aus der eben offen stehenden und den Einblick in eine Bildhauerwerkstätte gewährenden Thür an dieser Rückseite auf den Hof trat, hatte man zur Linken einen vorn offenen Schuppen, unter dem allerlei angefangene oder halbvollendete Steinhauerarbeiten standen. Die Mauer gegenüber und die zur Rechten waren mit wilden Weinreben dicht überkleidet; an ihren überwuchernden Ranken hatte sich ein Gärtnermesser noch weniger zu schaffen gemacht wie eine Friseurscheere an den dunkeln Locken des jungen Mannes, der in diesem Raume waltete. In dem Winkel, welchen diese laubbedeckten Mauern bildeten, zeigte sich eine alte Brunnenvorrichtung, ein aus der Wand vortretender Löwenrachen, der einst Wasser in eine darunter befindliche geräumige Sandsteinschale gespien hatte; am Boden unten war eine noch größere Schale angebracht, um das überströmende Wasser aus der höhern aufzunehmen. Das alles aber war bestaubt, bemoost, zerbröckelt; der Löwenrachen war jetzt seit Jahren schon so trocken, wie ein vor Durst lechzender Löwenrachen in der Wüste es nur sein kann; der den kleinen Hof zur Hälfte füllende Rasenfleck war ebenfalls trocken, und die paar Blumenbeete, die, auf demselben angebracht, einige Büsche von Phlor und immergrünen Astern und Stockrosen zeigten, waren so verkümmert und

staubbedeckt, daß sie in derselben Wüste, und wäre sie die Sahara gewesen, sich kaum übler hätten befinden können. Der junge Mann stand mit der Stirn an ein kleines Eisengitter gelehnt, das eine fast ganz von Ranken überhangene viereckige Oeffnung in der Mauer zur Rechten verschloß und einen Einblick in den Nachbargarten erlaubte. Vielleicht machte er da Studien, wie man einen Rasen in Ordnung hält und seinen Blumen die gehörige Pflege gewährt. Denn gepflegt und wohlgehalten und geschmückt war dieser Nachbargarten, der, zehnmal größer als der kleine Hof, eine schöne, saubere englische Anlage zeigte – Rasen wie Sammt, ausländische Bäume und Gesträuche, fein geharkte Pfade und allerlei Schmuckwerk, kleine aus Tuffstein künstlich zusammengesetzte Felsenpartien, auf deren Vorsprüngen Töpfchen mit Schlingkräutern standen, Vasen aus gebranntem Thon, dick mit weißer Oelfarbe überstrichene Kinderfiguren, welche die vier Jahreszeiten darstellten, und winzige Bassins mit winzigen Springbrünnlein und kleinen Goldfischen darin.

Gewiß, sie war sehr reizend und sehr niedlich, diese ganze Ziergärtnerei – der junge Mann aber schien nicht mit ihr beschäftigt. Seine Blicke hafteten auf etwas noch Zierlicherm, noch Blühenderm und – vielleicht nicht weniger Kokettem als diese geputzte Gartennatur.

An der Rückseite des stattlichen Hauses, zu welchem der Nachbargarten gehörte, stand ein Fenster im obern Stocke auf, und in diesem Fenster stand ein junges Mädchen, welches damit beschäftigt war, mit einer Hand den Knoten ihres blonden Haares zu lösen, während ihre andere Hand einen kleinen Spiegel hielt, in dem sie sich während dieser Operation betrachtete, von Zeit zu Zeit den Kopf wendend und nach der Maueröffnung hinüberschauend, hinter der sie, wie es schien, den Lauscher erkannte trotz des Eisengitters und des Laubvorhanges; in der That, sie erkannte ihn, denn sie nickte jetzt und schüttelte den Kopf mit den nun lang herunterhängenden Haarflechten und nickte dann

wieder, machte ein Zeichen mit der Hand und verschwand vom Fenster.

Auch der junge Bildhauer trat von seinem Späherposten zurück; er ging zu einer kleinen, alten Thür, welche da, wo die Rückseite seines Hauses an die Hofmauer stieß, in dieser letztern angebracht war, zog einen Schlüssel hervor und öffnete sie möglichst geräuschlos; an der Seite des Nachbargartens standen dichte Gebüsche und Strauchwerk davor; unten auf dem Boden lagen allerlei Scherben – die Thür war offenbar seit Jahren nicht mehr für den Gebrauch bestimmt gewesen.

Doch standen da unten in dem weichen, feuchten Erdreiche zwischen den Scherben zahlreiche Eindrücke eines schmalen, zierlichen Fußes, und einige Nesseln waren zertreten und frische Blätter lagen abgerissen am Boden; auch bewegten sich nach wenigen Minuten die Gesträuche, und das junge Mädchen tauchte dazwischen auf und schmiegte sich durch das Grün, daß sie aussah wie Daphne im Lorbeerstrauche. Hoch aufathmend, einige Blätter und Blüten in ihrem Haar und auf den Achseln tragend, kam sie über die Schwelle der Thür. Der junge Mann schloß rasch und behutsam die alte Thür wieder, und dann sich zu dem Mädchen wendend, wollte er sie umschlingen, aber die Daphnenatur, schien es, verließ sie nicht, sie hatte sich ihm im Augenblick entwunden und sagte lächelnd:

Was haben Sie mir versprochen, Ludwig? Erst den Schlüssel!

Trauen Sie mir so wenig, Helene? Da ist der Schlüssel.

Sie nahm ihn und antwortete spöttisch: Trauen – dem Herrn Ludwig – einem solchen langlockigen Künstlerjüngling, einem solchen abscheulichen Heiden trauen – ich traue ihm gar nicht, daß er's nur weiß! Und den Schlüssel muß ich haben, um jeden Augenblick wieder auf- und davongehen zu können, wenn mir einfallen sollte, daß es eigentlich doch recht sündhaft ist, was ich thue! Machen

Sie sich nur gleich an die Arbeit, Ludwig, denn ich stehe Ihnen nicht gut dafür, daß es mir nicht sehr bald einfällt!
Das ist recht, sagte Ludwig, für ihre Einfälle steht eine so gescheite kleine Libelle nicht Bürge.
Libelle – was das wieder für ein Ausdruck ist!
Gibt es etwas, was flatterhafter ist und mehr – schillert?
Ich flattere gar nicht, ich werde sogleich eine äußerst gesetzte Person sein, und ich schillere auch nicht, höchstens mein Teint so ein wenig zwischen Lilien und Rosen, worüber Sie aber in Ekstase sein sollten, statt sich über mich lustig zu machen, undankbarer, Mensch, Sie!
Damit lief sie davon, der Ecke des Hofes zu, wo sich das Brunnenwerk befand, und schwang sich mit anmuthiger Leichtigkeit auf die obere Sandsteinschale: hier setzte sie sich so, daß die Spitze ihres linken Fußes auf dem Rande der untern Schale ruhte, während der rechte Fuß in die Höhe gezogen war – sie nahm die Stellung einer Dame zu Pferde auf ihrer Brunnenschale an, nur senkte sie den Kopf und legte die Hände lässig in den Schos.
Ist's so recht, junger Canova? sagte sie dabei – sagen Sie mir's nur, ob es recht ist, und lassen Sie Ihre abscheulichen, thonfeuchten Hände von mir fort, hören Sie wol!
Der junge Canova schien nicht zu hören; er machte sich im Gegentheil eifrig mit den Falten ihres weißen Kleides, die er zurechtlegte, zu schaffen, und dann erfaßte er den Unterarm des jungen Mädchens und gab ihm wie den beiden Händen eine veränderte Stellung.
So, sagte er dann, und jetzt müssen Sie die Arme und Hände recht stillhalten, ich werde gleich dabei beginnen.
Sie sah ihn, regungslos dasitzend, von der Seite an, dann fuhr plötzlich der linke Arm mit souveräner Verachtung dieses Gebots aus seiner kunstgerechten Stellung. Der Rücken der Hand führte einen raschen Schlag dem Künstler an seinen Lockenkopf, und ohne eine Miene zu verziehen, saß das junge Mädchen im nächsten Augenblick wieder regungslos da.

Was hat mein armer Kopf verbrochen, daß Sie ihn schlagen, Helene?
Ich wollte nur sehen, wie hart er sei.
Das sollen Sie nicht, antwortete der Bildhauer; mein Kopf geht Sie nichts an, Ihnen gehört nur mein Herz!
Dabei strich er ruhig seine Locken zurück.
Darum eben muß er gestraft werden, weil er einen andern Weg wie das Herz geht, lachte das junge Mädchen.
Das ist nicht wahr, er geht denselben Weg, nur freiwillig, während das Herz es gezwungen thut – im Zauberbann Ihrer Reize, Helene: Alle meine Gedanken sie sind bei dir, mein Kind!
Ich glaub's, solange ich hier vor Ihnen sitze und so gutmüthig bin, Ihnen als Modell zu dienen.
Nein, immer – und nun sitzen Sie still und bringen die Falten nicht wieder aus dem plastischen Wurf, in den ich sie mühsam gebracht habe, sagte der junge Mann, der eben ihren Rock in die rechte Lage gebracht zu haben glaubte.
Er trat zurück und prüfte die ganze Gestalt – sie war in der That plastisch und reizend genug; sie war schlank und zierlich in allen Linien, voll Anmuth der gesenkte Kopf mit der Stirn, die vorgewölbt war wie die eines Kindes, mit der feinen, ein wenig gebogenen Nase und den geschwellten Lippen eines völlig regelmäßig gezeichneten Mundes – ein Bildhauer konnte sich kein besseres Modell für die Skizze einer am Brunnenrande sitzenden Undine wünschen als dieses junge Mädchen in dem schlichten weißen Kleide.

Nachwort[1]

> »Es ist ein kurzathmiges und bröckeliges Ding, die literarische ›Unsterblichkeit‹«.[2]

Levin Schücking hinterließ ein etwa 150teiliges, qualitativ sehr ungleiches Werk, das alle Sparten der Literatur umfasst (Romane, Erzählungen, Dramen, Lyrik, essayistische Arbeiten, Übersetzungen). Zu nennen sind zirka 40 meist mehrbändige Romane, 90 Erzählungen und Novellen, 15 Dramen, ein Lyrikband, mehrere Reise- und halbwissenschaftliche Werke sowie eine unüberschaubare Zahl publizisti-

---

[1] Der Verfasser greift hier auf das Nachwort der gemeinsam mit Jochen Grywatsch hg. *Lebenserinnerungen* Schückings zurück (Bielefeld 2009). Biobibliografische Angaben s. www.autorenlexion.westfalen.lwl.org. An jüngerer Literatur sei besonders genannt: Ortrun Niethammer: *Die literarische Zusammenarbeit zwischen Annette von Droste-Hülshoff und Levin Schücking. Referenzen, Korrespondenzen und Widersprüche.* In: *Droste-Jahrbuch* Bd. 3. Hannover 1991-1996, S. 115-126; Renate von Heydebrand: *Interferenzen zwischen Geschlechterdifferenz und Poetik. Annette von Droste-Hülshoff und Levin Schücking als schreibendes Paar*, in: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* Bd. 26, 2001, H. 2, S. 121-157; dies.: *Differenz der Geschlechter oder der Poetik?*, in: A. Heitmann (Hg.): *Bi-Textualität. Inszenierungen des Paares.* Berlin: Erich Schmidt 2001, S. 156-178; Stefan Thürmer: *Levin Schücking und Nikolaus Lenau*, in: *Lenau-Jahrbuch* 27, 2001, S. 151-178; Christa Paschert-Engelke: *Stiftsfräulein – ein Lebensentwurf. Freckenhorst, Annette von Droste-Hülshoff und Levin Schücking*, in: dies. (Hg.): *Zwischen Himmel und Erde.* Münster 2003, S. 37-47; Jochen Grywatsch: *Levin Schücking. Die Ritterbürtigen*, in: Walter Gödden (Hg.): *Flammende Herzen. Unterhaltungsliteratur aus Westfalen.* Bielefeld 2007, S. 39-44; Anja Peters: *»Treten und getreten werden.«. Journalismus und Berufsschriftstellertum im Briefwechsel zwischen Karl Gutzkow und Levin Schücking*, in: Wolfgang Lukas (Hg.): *Karl Gutzkow (1811-1878). Publizistik, Literatur und Buchmarkt zwischen Vormärz und Gründerzeit.* Wiesbaden 2013, S. 223-237.

[2] *Lebenserinnerungen* 2009, S. 114.

scher Arbeiten. Die Zahl der von ihm veröffentlichten Druckseiten geht in die Zigtausende.

Er war ein Berufsschriftsteller sui generis. Über weite Strecken seiner Schriftstellerlaufbahn musste er auf Gedeih und Verderb veröffentlichen, um seinen Lebensunterhalt zu bestreiten. Mit Blick auf seine berufliche Situation schrieb Annette von Droste-Hülshoff am 17. November 1839: »[E]in Schriftsteller ums liebe Brod ist nicht nur Sklave der öffentlichen Meinung, sondern sogar der Mode, die ihn nach Belieben reich macht oder verhungern läßt, und wer nicht gelegentlich sein Bestes und am tiefsten Gefühltes, Ueberzeugung, Erkenntniß, Geschmack, verläugnen kann, der mag sich nur hinlegen und sterben, und der Lorbeer über seinem Grabe wird ihn nicht wieder lebendig machen«.[3]

Schücking gibt in diesem Sinne das klassische Beispiel eines literarischen Lohn- und Fronarbeiters ab, der mangels anderer Einkünfte durch Schreiben seinen täglichen Lebensunterhalt bestreiten und oft Schulden abtragen musste. Novellen benutzte er zeitweise als Zahlungsmittel, und während die Fortsetzungsfolgen bereits in der Presse liefen, arbeitete er manchmal noch am Schluss. Auf diese massenweise, alle Bereiche des Literarischen ausschöpfende Produktion geht auch die qualitative Unterschiedlichkeit seiner Werke zurück; teilweise haben darin die vorherrschende Tendenz zur Textmontage und die flüchtige Gestaltung der Romanschlüsse ihren Ort.[4] In seinen *Lebenserinnerungen* machte Schücking keinen Hehl aus dieser zeitlebens schwierigen, unbefriedigenden Lage, die auf die literarische Originalität seiner Texte abfärbte.

---

[3] Zitiert nach: *Annette von Droste-Hülshoff. Historisch-kritische Ausgabe. Briefe 1839-1842.* Text. Bearbeitet von Walter Gödden und Ilse-Marie Barth. Tübingen 1993, S. 85.

[4] Manfred Schier: *Levin Schücking. Westfälischer Schriftsteller zwischen Tradition und Emanzipation.* In: *Literatur in Westfalen. Beiträge zur Forschung* 1. Paderborn 1992, S. 105-129, hier S. 109.

Seine ›Schreibe‹ und sein ›Standing‹ im damaligen Literaturbetrieb bescherten dem Autor gleichwohl eine treue Leserschaft. Schücking gehörte zu den meistgelesenen Autoren seiner Zeit. Mitte des 19. Jahrhunderts stand sein Name ganz oben auf den Erfolgslisten der Leihbibliotheken, neben denen Friedrich Wilhelm Hackländers und Luise Mühlbachs.[5] Er gehört zu jenen »Romanschriftstellern, die stets fleißig gelesen worden sind«, wie Rudolf von Gottschall 1883 resümierte.[6] Mehrere Werke wurden ins Französische, Englische, Niederländische und Ungarische übersetzt.

Die Zeitgenossen schätzen Schückings »feingeistige Beleuchtung«[7], seine Kunst des Fabulierens und Psychologisierens und seine Art und Weise, geistreich und mit »liebenswürdigem Humor« zu unterhalten. Seine Stoffe sind zumindest gelegentlich spannend und originell. »Die biedermeierliche Gemütskultur jener Jahre wird lebendig, wenn der Autor den Leser direkt anspricht und durch die Werke geleitet als subjektiver Erzähler, der zugleich ein reflektierender ist; seine damals geschätzten Reflexionen zur Lebensweisheit gehen weit über den Bereich der Unterhaltungsliteratur hinaus und sind auch für den heutigen Leser noch interessant.«[8] Auch schuf Schücking zahlreiche Charaktere und Käuze, ohne dass diese es freilich mit den Originalen und Helden eines Wilhelm Raabe oder Jean Paul aufnehmen könnten.[9]

Auf Leser durfte Schücking vor allem in Westfalen hoffen. Viele seiner Werke sind hier angesiedelt. Auf seine westfälischen Ursprünge verwies Schücking mit Stolz. »Westfalen,

---

[5] Vgl. Wolfgang Rasch: *Einleitung*, in: ders. (Hg.): *Der Briefwechsel zwischen Karl Gutzkow und Levin Schücking 1838-1876*. Bielefeld 1998, S. 11-42, hier S. 32.
[6] Ebd., S. 36.
[7] Ebd., S. 13.
[8] Schier 1992, S. 105.
[9] Vgl. ebd., S. 122.

seine Geschichte, seine Kultur, seine Bewohner und seine Landschaft sind Stoff und Kulisse der besten Romane Schückings. Hier ist sein originärer Beitrag zur Literatur des 19. Jahrhunderts zu finden, der ihm schon zu Lebzeiten den Ruhm eines westfälischen Walter Scotts einbrachte und Vergleiche mit Willibald Alexis nahelegte.«[10]

Schücking erweist sich als typischer *Gartenlaube*-Autor, der ein bürgerliches, nicht sehr anspruchsvolles Publikum mit gediegener Unterhaltungsprosa ansprach. Die Kritik stieß sich immer wieder an unausgegorenen Handlungsführungen, einer ungezügelten, ausufernden Fabulierlust und Effekthascherei – Monita, die schon Annette von Droste-Hülshoff, literarische Freundin Schückings, herausstellte.[11] Karl Gutzkow, immerhin ein literarischer Intimus Schückings, geißelte an seinem Roman *Die Ritterbürtigen* (1846) »Flüchtigkeiten, Knalleffekte, unglaubwürdige Vorfälle, ›Haschen nach romantischen Situationen‹ [und] ›Rückfälle in alte Eichendorffsche romantische Manieren‹«.[12] Arnold Ruge tat Schückings Roman *Luther in Rom* (1870) kurzerhand als »dumme Belletristik« ab. Manfred Schier, einer der besten Schücking-Kenner, erwähnt »unglaublich dilettantisch-abergläubische Artikel über den Geisterverkehr«. Andererseits erkennt Schier – Ehrenrettung betreibend – in der Disparatheit des Schücking'schen Textcorpus einen in zeittypischer Manier ›zerrissenen‹ Autor.[13] Schücking war sich der angesprochenen Schwächen sehr wohl bewusst. Er entschuldigte sie – wenig überzeugend – mit seiner westfäli-

---

[10] Rasch 1998, S. 12.

[11] Vgl. zum Beispiel S. 28 und 124 dieses Lesebuchs. Vgl. insgesamt: Bernd Kortländer: *Annette von Droste-Hülshoff und die deutsche Literatur. Kenntnis – Beurteilung – Beeinflussung.* Münster 1979, S. 322-335.

[12] Rasch 1998, S. 25.

[13] Schier 1992, S. 109f.

schen Herkunft.[14] Mangelnde Stringenz hat mit dazu beigetragen, dass Schücking mit keinem seiner Werke im literarischen Gedächtnis geblieben ist. Einen Großteil seiner heutigen Bekanntheit verdankte er seiner nahen Freundschaft zu Annette von Droste-Hülshoff. Als ihr »Promotor«[15], Lektor, Herausgeber und Biograf erwarb er sich sehr wohl literarische Verdienste. Positiv anzurechnen ist, dass Schücking in solchen Zusammenhängen auf das Schwatzhafte verzichtete. Während er in seinen *Lebenserinnerungen* seitenlang aus Briefen Freiligraths, Joseph von Laßbergs, Gustav Kolbs, Gutzkows und anderer zitiert, verzichtete er im Falle der Droste auf das Ausplaudern persönlicher Details, die sich im Briefwechsel zuhauf finden. Erst Schückings Nachfahren schlugen aus diesen Briefen Kapital.

Die Vielzahl und Inhomogenität des verfügbaren Materials wirft die Frage nach der Anordnung eines Lesebuchs auf. Im vorliegenden Fall bilden Schückings *Lebenserinnerungen* den roten Faden. Sie sind in der für Schücking typischen, weitschweifigen Diktion verfasst und stehen damit prototypisch für weite Teile seines Prosawerks. Die entsprechenden Passagen werden durch Texte Schückings, briefliche Zeugnisse und Dokumente Dritter ergänzt, kommentiert und teilweise auch konterkariert. Ein Verzicht auf weitere Primärtexte schien legitim, da sich diese – wie auch die Kritik wiederholt herausstellte – in Thema und Erzählton sehr gleichen.[16] Stattdessen fällt ein Licht auf die wichtigsten Kontaktpersonen des Autors, über die Manfred Schier

---

[14] Vgl. seinen Brief an Karl Frenzel vom 9. November 1873; zitiert nach Rasch 1998, S. 35.

[15] Vgl. Manfred Schier: *Levin Schücking: Promotor des Droste-Werkes*, in: Winfried Woesler (Hg.): *Modellfall der Rezeptionsforschung. Droste-Rezeption im 19. Jahrhundert. Dokumentation, Analysen, Bibliographie.* Frankfurt/M. u. a. 1980, S. 1151-1177.

[16] Zudem liegen heute zahlreiche Texte Schückings online vor, vgl. www. gutenberg.spiegel.de/autor/-537
sowie https://de.wikisource.org/wiki/Levin_Sch%C3%BCcking.

pauschalisierend schreibt: »Die Geschichte seines [Schückings] literarischen Aufstiegs ist die Geschichte seiner Freundschaften«.[17]

Hier stehen Karl Gutzkow, Ferdinand Freiligrath und vor allem Annette von Droste-Hülshoff im Vordergrund: Gutzkow, der Schückings Talent als Kritiker lobte und ihn als Herausgeber des *Telegraphen für Deutschland* gewinnen wollte; Freiligrath, der Schücking die Weiterbearbeitung des *Malerischen und romantischen Westphalen* übertrug und ihn hierdurch im literarischen Leben Fuß fassen ließ; die Droste, die Schücking an den literarischen Markt heranführte, deren Werke er herausgab und über die er später unter anderem ein *Lebensbild* (1862) verfasste.

Im Zusammenhang mit Freiligrath flossen auch Briefe ein, die Schlaglichter auf die hochpolitische Situation der 1840er Jahre werfen, besonders auf die viel diskutierte Frage, in welchem Maße sich Autoren mit ihren Texten engagieren sollten. Solche Themen bleiben in den *Lebenserinnerungen* weitgehend ausgespart. Das Paris des Jahres 1846, das ein Sammelbecken demokratisch gesinnter Schriftsteller war, nennt Schücking lapidar einen »Rendezvousplatz« (S. 89). Die politische Bewegung in Rom inszeniert er wie einen Kostümball. Politische Bewegungen werden hier wie dort von Schücking personalisiert und nicht in ihren Hintergründen erfasst. Oft genug gleitet das Geschilderte in Klatsch und Tratsch ab. Das betrifft auch Schückings Nähkästchen-Plaudereien über Heinrich Heine und Goethe. Der Erkenntniswert solcher Passagen tendiert gegen null. Stattdessen werden sattsam bekannte Klischees aufgewärmt.

---

[17] Manfred Schier: *Levin Schücking: Promotor des Droste-Werkes*, in: Winfried Woesler (Hg.): *Modellfall der Rezeptionsforschung. Droste-Rezeption im 19. Jahrhundert. Dokumentation, Analysen, Bibliographie.* Frankfurt/M. u. a. 1980, S. 1151-1177, hier S. 1165.

Schückings Rolle als Korrespondenz der »Kölnischen Zeitung« mag dieses oberflächliche Bild teilweise korrigieren. In diese Richtung zielen zwei Beiträge Heinz Thiens, die Schückings journalistischer Berichterstattung ein hohes Maß an gesellschaftskritischem demokratischem Engagement attestieren.[18] Eine detaillierte Untersuchung steht hier noch aus.

Schücking war, wie Manfred Schier herausstellte, »Adelsapologet und Adelsankläger«, »Aufklärer und Geisterseher« in einer Person.[19] Er trug in dieser Hinsicht einen »janusköpfigen Charakter: die zurückweisenden, auf Tradition und Kontinuität gerichteten Züge verbinden es [das Schücking-Bild] mit dem literarischen (konservativen) Biedermeier, die vorausdeutenden mit dem Jungen Deutschland.«[20] Schier nennt in solchen Zusammenhängen zahlreiche Beispiele für Schückings politisches Antichambrieren zwischen den Fronten.

Das vorliegende Lesebuch unternimmt nicht den Versuch, Levin Schücking literarisch zu rehabilitieren. Ebenso wenig war intendiert, ein einheitliches, homogenes Bild des Autors aufzuzeigen. Die Brüche und Inkonsequenzen sollen als konstituierende Elemente sichtbar bleiben. Vielleicht sind gerade sie es, die Schückings Werk heute wieder beachtenswert erscheinen lassen.

---

[18] Heinz Thien: *Levin Schückings Rolle bei der Entstehung unserer Verfassung,* in: *Schücking Jahrbuch* 1998/99, Hg. von der Schücking-Gesellschaft. Sögel, S. 59-66, sowie ders.: *Levin Schücking schrieb deutsche Zeitungsgeschichte,* in: ebd., Jg. 1999/2000, S. 9-20.
[19] Schier 1992, S. 106.
[20] Ebd.

Textnachweise

Schloss Clemenswerth, in: Levin Schücking: Lebenserinnerungen. Neuedition 2009, S. 8-12; Die Eltern, ebd., S. 12-15; Häusliche Lektüre, ebd., S. 15f.; Schulzeit, ebd., S. 41; Auf der Universität, ebd., S. 43ff.; Karl Gutzkow und der »Telegraph für Deutschland«, ebd., S. 51 – Aus Briefen Karl Gutzkows an Schücking, in Wolfgang Rasch (Hg.): Der Briefwechsel zwischen Karl Gutzkow und Levin Schücking 1838-1876. Bielefeld 1998, S. 45, 45f. 55ff., 57, 59ff. – Annette von Droste-Hülshoff, in Lebenserinnerungen 2009, S. 52 – Aus Briefen Annette von Droste-Hülshoffs über Levin Schücking, in Historisch-kritische Droste-Ausgabe (= Droste-HKA), Bd. IX, S. 20, 35f, 127 – Rezension zu »Gedichte von Annette Elisabeth von D. ... H....«, in: Winfried Woesler (Hg.): Modellfall der Rezeptionsforschung. Droste-Rezeption im 19. Jahrhundert. Dokumentation, Analysen, Bibliographie. Frankfurt/M. u. a. 1980, S. 13-16 – Ferdinand Freiligrath und das Projekt des »Malerischen und romantischen Westphalen«, in Lebenserinnerungen 2009, S. 52-56 – Aus Briefen Ferdinand Freiligraths an Schücking, in: Bernd Füllner: Der Briefwechsel Ferdinand Freiligraths mit Levin Schücking. Bielefeld 2018 (im Druck) – Fortsetzung der Arbeit am »Malerischen und romantischen Westphalen«, in: Lebenserinnerungen 2009, S. 57ff. – Auszug aus »Das malerische und romantische Westphalen», zitiert nach der Erstauflage, Leipzig 1841, S. 118-129 – Literarische Zusammenarbeit mit Annette von Droste-Hülshoff, in: Lebenserinnerungen 2009, S. 69-72; 66f. – Auszug aus »Der Familienschild«, in: Morgenblatt für gebildete Leser, Stuttgart, Tübingen, Nr. 98, 24. April 1841, S. 389f. und Nr. 99, 26. April 1841 – Am Bodensee (1841-1842), in: Lebenserinnerungen 2009, S. 68f. – Auf der Meersburg, in: ebd., S. 74-79 – Die (alte) Meersburg, in: Levin Schücking: Gedichte. Stuttgart, Tübingen 1846, S. 74-79 – Weitere Zusammenarbeit mit Annette von

Droste-Hülshoff, in: Lebenserinnerungen 2009, 79ff. – An *** [Widmungsgedicht der Droste an Schücking], in: Annette von Droste-Hülshoff: Gedichte. Stuttgart, Tübingen 1844, S. 165 – Aus Briefen Annette von Droste-Hüshoffs an Schücking, in: Droste-HKA, Bd. IX, S. 289, 291f., 315f. – Mondsee, in: Lebenserinnerungen 2009, S: 83-106 – Brief Levin Schückings an die Droste vom 1. Mai 1843, in: Droste-HKA, Bd. XI, S. 93-95 – An Ferdinand Freiligrath, 3. März 1843, in Füllner 2018 – Mitarbeit an der Augsburger »Allgemeinen Zeitung« (1843-1845), in: Lebenserinnerungen 2009, S. 111ff. – Wiedersehen mit der Droste, in ebd., S. 113f. – Lebt wohl! [Widmungsgedicht Annette von Droste-Hülshoffs an Schücking], in: Morgenblatt für gebildete Leser (Stuttgart, Tübingen) Nr. 207, 28. August 1844, S. 825f. – Aus Briefen Ferdinand Freiligraths an Schücking, in Füllner 2018 – Mitarbeit an der »Kölnischen Zeitung« (1845-1852), in: Lebenserinnerungen 2009, S. 146-156 – Begegnung mit Karl Gutzkow, in ebd., S. 116-128 – Von Gutzkow, 2. November 1845, in: Rasch 1998, S. 66f. – Auszug aus »Die Ritterbürtigen«, Ausgabe in 3 Bänden, Leipzig: Brockhaus 1846, S. 3-48 – Rezension Gutzkow zu »Die Ritterbürtigen«, in: Rasch 1998, S. 252ff. – Aus Briefen der Droste über Schücking, in: Droste-HKA, Bd. X, S. 364f., S. 368f. – Auszug aus: Levin Schücking: Gedichte. Stuttgart, Tübingen 1846, S. 45-47, 66-68, 101-105, 109f., 111-113, 124-127, 136-141, 142f., 171, 172, 173f. – Von Ferdinand Freiligrath 2. Juli 1846, in Füllner 2018 – Brief Schückings an Karl Gutzkow vom 22. März 1865, Rasch 1998, S. 118f. – Auszug aus Schloss Dornegge oder Der Weg zum Glück, nach der Ausgabe in 4 Bänden, Leipzig: Brockhaus 1868, S. 3-11.

Dank

Der Bearbeiter dankt Anne Blanken und Selda Tokcan für ihre redaktionelle Mitarbeit.

Nylands »Kleine Westfälische Bibliothek«

Peter Paul Althaus (Bd. 1) ■ Gustav Sack (Bd. 2) ■ Hans Siemsen (Bd. 3) ■ Josef Winckler (Bd. 4) ■ Reinhard Koester (Bd. 5) ■ Elisabeth Hauptmann (Bd. 6) ■ Peter Hille (Bd. 7) ■ Jodocus Temme (Bd. 8) ■ Ernst Meister (Bd. 9) ■ Heinrich und Julius Hart (Bd. 10) ■ Max Bruns (Bd. 11) ■ Paul Zech (Bd. 12) ■ Andreas Rottendorf (Bd. 13) ■ Adolf von Hatzfeld (Bd 14) ■ August Stramm (Bd. 15) ■ Thomas Valentin (Bd. 16) ■ Paul Schallück (Bd. 17) ■ Richard Huelsenbeck (Bd. 18) ■ Erich Jansen (Bd. 19) ■ Felix Fechenbach (Bd. 20) ■ Fred Endrikat (Bd. 21) ■ Clara Ratzka (Bd. 22) ■ Annette von Droste-Hülshoff (Bd. 23) ■ Katherine Allfrey (Bd. 24) ■ Anton Aulke (Bd. 25) ■ Henriette Davidis (Bd. 26) ■ Katharina Schücking (Bd. 27) ■ Anton Matthias Sprickmann (Bd. 28) ■ Heinrich Jung-Stilling (Bd. 29) ■ Siegfried Johannes Schmidt (Bd. 30) ■ Erich Grisar (Bd. 31) ■ Johann Moritz Schwager (Bd. 32) ■ Reinhard Döhl (Bd. 33) ■ Hugo Ernst Käufer (Bd. 34) ■ Jenny Aloni (Bd. 35) ■ Michael Klaus (Bd. 36) ■ Max von der Grün (Bd. 37) ■ Hans Dieter Schwarze (Bd. 38) ■ Gerhard Mensching (Bd. 39) ■ Carl Arnold Kortum (Bd. 40) ■ Heinrich Kämpchen (Bd. 41) ■ Ferdinand Krüger (Bd. 42) ■ Werner Streletz (Bd. 43) ■ Rainer Horbelt (Bd. 44) ■ Engelbert Kaempfer (Bd. 45) ■ Heinrich Schirmbeck (Bd. 46) ■ Eckart Kleßmann (Bd. 47) ■ Otto Jägersberg (Bd. 48) ■ Mathilde Franziska Anneke (Bd. 49) ■ Heinrich Maria Denneborg (Bd. 50) ■ Arnold Consbruch (Bd. 51) ■ Maria Lenzen (Bd. 52) ■ Jürgen Schimanek (Bd. 53) ■ Willy Kramp (Bd. 54) ■ Wolfgang Körner (Bd. 55) ■ Frank Göhre (Bd. 56) ■ Hans Wollschläger (Bd. 57) ■ Otto zur Linde (Bd. 58) ■ Josef Reding (Bd. 59) ■ Siegfried Kessemeier (Bd. 60) ■ Harald Hartung (Bd. 61) ■ Ernst Müller (Bd. 62) ■ Justus Möser (Bd. 63) ■ Walter Vollmer (Bd. 64) ■ Christine Koch (Bd. 65) ■ Werkleute auf Haus Nyland (Bd. 66) ■ Ilse Kibgis (Bd. 67) ■ Franz Josef Degenhardt (Bd. 68) ■ Hans Marchwitza (Bd. 69)) ■ Peter Florenz Weddigen (Bd. 70) ■ Gerd Semmer (Bd. 71) ■ Augustin Wibbelt (Bd. 72) ■ Otto Lüning (Bd. 73) ■ Otti Pfeiffer (Bd. 74).